

Mehrerauer Grüße

Neue Folge/ Hest 50
Winter 1979

P. Pius Bücheler

P. Pius war, so versicherte er selbst, der weithin bekannteste Pater der Mehrerau. Und er statuierte gleich ein Exempel. Zeit: 3. März bis 3. April 1961. Schauplatz: Bad Wörishofen. P. Pius mußte es damals zu einer Kneippkur aufsuchen. Kaum dort eingetroffen, begrüßte ihn der Vater seines damaligen Schülers Sepp Steinbrenner. Nicht lange ging's, schüttelten ihm die zwei ehemaligen Zöglinge Alois Merzhäuser und Matthäus Maier die Hand. Doktor Steinbrenner und Dr. Merzhäuser luden P. Pius zu einer kleinen Ausfahrt in die Umgegend ein. Man kehrte ein in einem Gasthof. Die Bedienung grüßte P. Pius namentlich. Er war einfach platt. „Woher kennen Sie mich?“ – „Sie sind mir von Bregenz her bekannt.“ Nicht lange darauf soll hier P. Pius Ähnliches erlebt haben. Und eine Bekräftigung für dieses sein Bekanntsein scheint auch die Teilnahme an seiner Beerdigungsfeier gewesen zu sein. Am Sonntag, dem 7. Jänner, begann um 15 Uhr das feierliche Requiem, das Abt. Dr. Kassian Lauterer mit einem Dutzend Patres in Konzelebration sang. Die Kirche war von Trauergästen gefüllt, obwohl unsere Studenten noch in den Weihnachtsferien waren. Es erschienen sehr viele Altmehrerauer, die ihrem verstorbenen Lehrer und Erzieher das Ehrengelächter gaben.

Laut Geburts- und Taufurkunde ist P. Pius am 9. März 1893 geboren. So geben es auch seine anderen Dokumente an. Im Reisepaß der Republik Österreich von 1970 ließ sich P. Pius zwei Tage jünger machen, denn da heißt es beim Datum der Geburt: 11. 3. 1893. An dieses Datum hielt er sich in den letzten Jahren. Am 12. März wurde er in der Pfarrkirche seines Geburtsortes Habsthal, damals dem Oberamt Sigmaringen in Hohenzollern zugeordnet, auf den Namen Martin getauft. Sein Vater hieß Martin Bücheler, der wie seine Vorfahren – sie lassen sich in diesem Beruf auf ein Jahrhundert zurückverfolgen – Bräumeister und Gasthausbesitzer zum Hirsch in Habsthal war. Die Mutter Mathilde geborene Nehrer war ebenso wie der Vater gütig und tatkräftig. Schon als Bube mußte Martin auch in der Brauerei mithelfen. Auf die Frage an P. Pius, warum bei ihm eine Schulter etwas schief herabhänge, erwiderte er, das komme daher, weil er bereits als Bube Bierfässer zu lupfen hatte.

Mit 13 Jahren kam Martin Bücheler im Herbst 1906 in die „Lateinschule“ des „Collegiums St. Bernardi“ in der Mehrerau. Die 1. Klasse schloß er als Vorzugsschüler ab. Im Kollegium fühlte er sich wohl. Bei der Blechmusik spielte er die Trompete, sang mit Begeisterung beim Kirchenchor mit und stellte auch seinen Mann beim Theater. Nach der 6. Klasse trat er mit seinem Klassenkameraden Dr. P. Paul Sinz ins Kloster ein, wurde am Vortag des St.-Bernhards-Festes 1912 eingekleidet und der flotte Student Martin Bücheler – so kennen wir ihn von einem Lichtbild aus jener Zeit – erhielt den Klostersnamen Pius. Und dieser Name freute ihn. Nicht nur der Namenspatron selbst, der hl. Papst Pius V., hatte es ihm angetan, sondern auch die Tatsache, daß der mit der Mehrerau befreundete Kardinal Eugenio Pacelli als Papst den Namen Pius XII. angenommen hatte. Zudem sprach dieser Pius X. heilig. Von einem Mitbruder erhielt P. Pius aus Rom eine seltsame, aber beglaubigte Reliquie: einen Schuhlöffel von Pius X., den er gelegentlich stolz herzeigte. Am 25. August 1913 legte fr. Pius mit fr. Paul die einfachen Gelübde im Kapitelsaal des Klosters ab. Die beiden oblagen nun den philosophischen Studien, doch diese

mußten abgebrochen werden, denn inzwischen war der Erste Weltkrieg ausgebrochen. Am 1. Dezember 1914 hatte fr. Pius nach Augsburg einzurücken zum I. Ersatzbataillon des 3. Infanterieregimentes. Ende Februar 1915 kam er an die Westfront, wo er bis zum 9. Mai schwerste Kämpfe miterleben mußte. An diesem Tage zog sich fr. Pius eine schwere Granatsplitterverletzung am rechten Vorderarm und am Kopf zu. Das war bei Herlies in Nordfrankreich. Vorübergehend pflegte man ihn in einem Reservelazarett, dann im Kriegslazarett zu Roubaix, schließlich von Ende Mai bis Ende Juli im Festungslazarett Kolpingshaus zu Köln, zu guter Letzt fand er eine willkommene Genesungsstätte im Vereinslazarett Kloster Gorheim in Sigmaringen, nahe seinem Geburtsort Habsthal. Sein schwer verwundeter Arm machte fr. Pius große Sorgen. Er befürchtete nämlich, er könnte nicht zum Priester geweiht werden, falls der Arm verkrüppelt werde oder gar amputiert werden müßte. Doch anfangs März 1916 konnte er wieder zu seinem Truppenteil nach Augsburg, wo er zum Dienst im Vereinslazarett Vincetinum herangezogen wurde. Am 1. Mai 1917 stand der wiedergenesene Soldat erneut im Felde. Vom 3. Mai bis 9. Oktober nahm er an den Kämpfen zwischen Maas und Mosel teil, vor allem auf den Maashöhen bei Lamorville, Spada und St. Mihiel. Vom 12. Oktober bis 9. November war er in der Flandernschlacht eingesetzt, machte im Februar und März 1918 die Stellungskämpfe im Artois mit und anschließend die große Schlacht in Frankreich. Von Ende Mai bis Mitte Juni durfte er sich eines Heimaturlaubes erfreuen, um gestärkt zu sein für die Kämpfe zwischen Arras und Albert, die bis Ende Juli 1918 dauerten. Am 21. August zwang ihn eine Erkrankung ins Feldlazarett 36 zu Mülhausen im Elsaß. Hier erfolgte am 2. Dezember 1918 seine Entlassung infolge der „Demobilmachung“ nach Mehrerau. Im Militärpaß für den Gefreiten Martin Bücheler steht die letzte Eintragung unter dem 6. März 1919, worin nochmals vermerkt wird: „Führung: Sehr gut. Strafen: keine.“ Die Auszeichnungen, die fr. Pius zuteil wurden, hielt er in Ehren: Das Verwundeten-Abzeichen für einmalige Verwundung vom 9. Mai 1915; Das Eiserner Kreuz II. Klasse vom 18. November 1917; das Bayerische Militär-Verdienstkreuz 3. Klasse mit Schwertern.

Anfangs Dezember rief der Tod seiner Mutter fr. Pius nach Habsthal zur Beerdigung. Da erreichte ihn statt des Trostbriefes ein Mahnbrief, durch den ihm der damalige Novizenmeister P. Adolf Dietrich die Entlassung aus dem Orden androhte. Fr. Pius war ganz verwirrt. Später stellte es sich heraus, daß der Mahnbrief an einen Novizen gerichtet war. Der gute P. Magister hatte die Briefumschläge verwechselt.

Am 30. Dezember 1918 kehrte fr. Pius wieder in die Mehrerau zurück. Nun konnte er sich wieder wohlfühlen in der klösterlichen Stille. Er setzte seine philosophischen Studien fort und konnte zugleich mit den theologischen beginnen. Seine Zeugnisse wiesen nur gute und sehr gute Erfolge auf; ein Zeichen, daß er es ernst nahm mit seinen Pflichten. Am 9., 12., 19. und 20. März 1919 erhielt fr. Pius vom HH Abt Dr. Kassian Haid die niederen Weihen und am 15. August desselben Jahres legte er mit fr. Paul die feierlichen Gelübde ab. In der Fidelis-Kapelle der Kapuzinerkirche zu Feldkirch weihte der damalige Weihbischof Dr. Sigismund Waitz am 12. März 1921 unsern fr. Pius zum Subdiakon und bereits am 8. Mai erteilte ihm der Bischof von Rottenburg, Dr. Paul Wilhelm von Keppler, während des Pontifikalamtes in der Mehrerau das Diakonat. In Unkenntnis unserer Ordensprivilegien, die den Empfang



der Priesterweihe bereits nach dem 3. theologischen Studienjahr gestatten, erbat man sich eine Dispens von Rom. Am 7. August 1921 empfing P. Pius von Weihbischof Dr. Sigismund Waitz in Feldkirch die Priesterweihe. Am 14. August durfte der Neugeweihte in der Klosterkirche der Mehrerau sein erstes hl. Meßopfer feiern, wobei ihm sein Heimatpfarrer P. Benedikt H ä n g g l OSB aus der Abtei Muri-Gries die Festpredigt hielt. Mit dem Abschluß des Sommersemesters 1922 beendete P. Pius sein theologisches Studium und erhielt nach Ablegung der entsprechenden Prüfungen die Erlaubnis zum Beicht hören und Predigen. Noch war ihm einige Zeit gegönnt, um sich in heiliger und nutzbringender Lesung zu vertiefen, da ernannte Abt. Dr. Kassian Haid am 29. Jänner 1923 im Kapitelsaal unsern P. Pius zum Präfekten des Kollegiums. Mit P. Balduin Prestle wurde ihm das Untergymnasium anvertraut. Dessen Studiensaal befand sich damals in dem Raum, der heute die Studiensäle der 1. und 2. Klasse samt Mittelgang, der die beiden Säle jetzt voneinander trennt, einnimmt. P. Pius nahm auf peinliche Einhaltung der Ordnung bedacht. Erst ging er mit dem Meerrohr in der Hand zwischen den Pultreihen hindurch, blätterte dann in seinem Brevier oder ließ die Rosenkranzperlen durch die Finger gleiten, während er umheräugte und sich vergewissern wollte, ob alle still sind und auch studieren. Wehe dem, der sich nicht an die Ordnung hielt! Er mußte eine Strafarbeit schreiben, erhielt Tatzen oder, wenn das Vergehen größer war, Hosenspanner. Doch trug er einem nichts nach. Ihm war viel daran gelegen, daß aus dem Student ein tüchtiger Mann werde, der das Leben zu meistern

verstehe. Er freute sich aufrichtig, wenn er erfahren durfte, dieser oder jener seiner ehemaligen Schüler habe es zu etwas gebracht. Gerne pflegte er den Kontakt mit den Ehemaligen, sei es, daß er den einen in den Ferien persönlich aufsuchte, sei es, daß er mit dem anderen brieflich verbunden blieb. So bis zu seinem Lebensende mit Walter Honer aus Murg und mit Richard Bradley (Göbbels aus Bühl in Baden). Im Grunde genommen zeigte sich P. Pius gütig und frohgemut. Griesgram kannte er nicht, auch wenn er mitunter den Kopf hängen ließ. Und weil er stets heiteren Sinnes war, erreichte er ein hohes Alter. Er befolgte den Grundsatz: Wer sich im Alltag freut, lebt gesünder. Dem Pater-Laster des Schnupfens war P. Pius abhold. Dafür steckte er umso lieber den Glimmstengel in seinen Mund. Gerade in der Freizeit trug er das Seine zur Fröhlichkeit bei.

Von 1924 an wurde P. Pius tüchtig eingesetzt beim Unterrichten. Am Gymnasium waren ihm die Klassen 1 bis 4 im Turnen anvertraut; desgleichen alle drei Handelsklassen; zudem hatte er im Vorbereitungskurs noch Geographie zu unterrichten. Damals nahm das Sportleben im Kollegium seinen Aufschwung. Wo er nur konnte, regte er die Schüler zum Trainieren an, aber durchaus nicht zum Nachteil der schulischen Leistungen. Beim jährlichen „Mittelschülerwettturnen“ waren die Mehrerauer Studenten dank der Betreuung und Aneiferung des P. Pius zu einem schönen Teil unter den Preisträgern. Vor allem nach dem Schulbetrieb suchte sich P. Pius weiterzubilden. So erhielt er das Zeugnis, daß er den „Feriallehrgang über österreichisches Schulturnen 1929 in St. Pölten“ „mit großem Fleiß und bestem Erfolg“ besucht habe. Das war keine Kleinigkeit, da er „bei 168 Einzelstunden alle Zweige des neuen österreichischen Schulturnens“ nicht nur kennenzulernen, sondern dabei auch aktiv mitzumachen hatte. Einen ähnlichen Kurs absolvierte er in den Sommerferien 1934 in Feldkirch und besonders den „Lehrereinführungskurs für die vormilitärische Jugenderziehung im Sommer 1936“, der in der Mehrerau stattfand. Dabei errang P. Pius im Gewehrschießen den 1. Preis in Form eines Taschenschmessers, das er herzlich lachend seinen Mitbrüdern zeigte. Nach dem Besuch eines ähnlichen Kurses im Jahre 1937 erhielt P. Pius vom militärischen Leiter „die Befähigung für die Leitung der Schießausbildung“.

Der damals schon schreibgewandte Karl Tizian berichtet in den MG 1932 in seinem Beitrag „Unser Turntag am 11. Juni in Bregenz“ u. a.: „Kampfesmutig und unternehmungslustig hatte P. Pius heuer auch das Kunstturnen wieder aufgenommen und schon seit dem Herbst den Kunstturnen in Ober- und Untergymnasium Gelegenheit gegeben, sich in Kraft und Gewandtheit an den Geräten zu messen. So konnten wir heuer auch eine starke Abteilung Kunstturner auf den Kampfplatz schicken, die sich tüchtig hielten und unserem neuen Turnsaal alle Ehren machten.“ Siegesfroh schließt dieser Bericht: „Reich bekränzt – von den 40 Mehrerauer Turnern waren nur zwei oder drei preislos ausgegangen – marschierten wir dann unter klingendem Spiel durch die Straßen der Landeshauptstadt, von der Bevölkerung herzlich begrüßt, dem Bahnhof zu. Dort löste sich der Zug auf, in flottem Turnerschritt kamen wir wieder ins Kollegium, wo eine frohe Stunde bei Bier oder Limonade den schönen Tag beschloß.“ Übrigens hatte er sich seiner Zeit für die neue Turnhalle eingesetzt durch Wort und Tat, wobei ihm sein Bettelgenie sehr zustatten kam. Im Sommer 1929 zog P. Pius wieder ins Kloster hinüber, und zwar auf eigenen Wunsch, um besser am klösterlichen Leben teilhaben zu können. Treu, gewissenhaft und pünktlich erschien er stets zu den gemeinsamen Übungen.

Doch blieb P. Pius auch jetzt noch dem Kollegium eng verbunden. Dies nicht nur durch den Turnunterricht, sondern auch durch die Sportbetreuung während der Freizeit und den Kirchengesang. Da hatte er bei den Orchestermissen an den hohen Feiertagen nicht selten den Solopart als Tenorsänger zu übernehmen. Und wann immer das Orchester eine Feier wie die Akademien künstlerisch zu gestalten hatte, da wirkte auch P. Pius als Trompetenspieler mit. Nicht zu vergessen sein Großeinsatz als Theaterregisseur, den P. Paul gewürdigt hat.

Es kam das für uns unheilvolle Jahr 1938. Die braunen Machthaber ließen uns die Schulen nicht mehr weiterführen. P. Pius, der geborene Hohenzoller, der um 1925 in einer Abendfreizeit auf dem Badehäuschen begeistert mit den „Preußen“ – so nannte man einfach die Rheinländer und Westerwälder – „Ich bin ein Preuße! Kennt ihr meine Farben?“ sang, fühlte sich jetzt – 1938 – ganz und gar als Österreicher. Und er blieb es auch bis zu seinem Lebensende. Ihm ging das Schicksal seiner Wahlheimat sehr nahe. Im „Großdeutschen Reich“ wollte er nicht mehr bleiben. Abt Dr. Kassian Ha id beruhigte ihn und versprach ihm, daß er zur Wiederbegründung von Hauterive gehen dürfe. P. Pius lernte nun Französisch. Wie oft kam er zu mir auf die Zelle und fragte: „Wie heißt das Wort, wie spricht man dieses Wort aus?“ Am 4. November 1938 verließ er die Mehrerau, kehrte erst in Magdenau an und durfte sich dann in der Zisterzienserinnenabtei Frauenthal nahe dem Zuger See niederlassen. Hier genoß er schöne und friedliche Monate. Zugleich konnte er dem greisen P. Nivard Galliker etwas behilflich sein. Am 12. August 1939 gesellte sich P. Pius zu den anderen Gründermönchen der wiederbesiedelten Zisterzienserabtei Hauterive bei Freiburg i. d. Schweiz. Hier betreute P. Pius als Kustos mit besonderem Eifer die Sakristei. Später führte er als Ökonom gewissenhaft die Buchhaltung. Von Anfang an zeigte er sich sehr nützlich, indem er tüchtig zugriff bei den Arbeiten im Garten und auf den Feldern. Mit der Zeit wurde es ihm in der Einsamkeit von Hauterive zu eng und zu streng. Er glaubte, bei Verwandten auf dem Heiligenberg mit seiner Arbeit von Nutzen sein zu können. Ende August 1944 begab sich P. Pius auf die Fahrt zur deutschen Grenze. In Olten hielt er an, besuchte die Patres Kapuziner, die ihn von seinem unbedachten Schritt abhielten. Anfangs September war P. Pius wieder in Hauterive. Übers Jahr mußte er sich einer Bruchoperation unterziehen. Kaum wiederhergestellt, machte er sich Ende Juli 1945 auf den Weg und gelangte nach Besuchen der Mitbrüder in Eschenbach, Wurmsbach und Magdenau am 22. August 1945 in die Mehrerau. Nach Abstechern zu Verwandten ließ sich P. Pius am 9. Oktober endgültig in der Mehrerau nieder und fühlte sich hier wieder ganz heimisch. Als P. Stephan Wassere r im Mai 1946 als Verwalter des Sanatoriums bestimmt wurde, übernahm P. Pius dessen Präfektenstelle im Internat. Und da wußte er sich am richtigen Platz, zumal unter dem Regens Dr. P. Leopold A m a n n eine zwar strenge, aber sehr gute Ordnung herrschte. Wenn die jungen und schlauen Wildfänge gelegentlich eine Lockerung der Zügel zu erschleichen suchten, da wehrte sich P. Pius energisch: „P. Regens will es so!“

In den bitteren Nachkriegsjahren, da das Essen meist mager ausfiel, bemühte sich P. Pius durch seine Brotmarkenaktion wenigstens hinreichend Brot aus verschiedenen Bäckereien herzuschaffen. Selbstverständlich sollte auch der Sport wieder zu seinem Recht kommen. Und das geschah auch vor allem in den Jahren 1955–60; allerdings war es mit dem Schlagballspiel, das vor dem Krieg ganz groß geschrieben wurde, vorüber. Zunächst stand jetzt oben das Hallenhandballspiel. Da nahmen die Mehrerauer an der „Hallenhandball-

Demonstration unserer Jugend" am 14. Dezember 1957 teil oder am „Internationalen Jugend-Hallenhandballturnier" am 13. Dezember 1958 in der Stadthalle Bregenz. Am 30. April 1960 holte sich das Gymnasium Mehrerau die Voralberger Schülermeisterschaft im Hallenhandball. In einem Pressebericht heißt es: „Unter neun Mannschaften, die in zwei Gruppen spielten, standen sich das Kollegium Mehrerau und die Realschule Dornbirn als die mit Abstand besten Teams in einem Endspiel gegenüber, das an Können, Spannung, Schnelligkeit und Fairneß nichts zu wünschen übrig ließ. Die Mehrerauer erkämpften sich einen glücklichen, aber nicht unverdienten 5:4-(2:2-)Sieg und gewannen damit das Turnier, worüber sich besonders P. Pius freute, der seine Mannschaft gut betreute." Das und noch mehr ist zu lesen in der von Siegfried Wanzke 1955–58 fein-sauber geschriebenen „Sportchronik des Kollegiums St. Bernardi-Mehrerä", die Klaus Hilti und ein anderer weiterführten. In dieser Chronik ist ein Foto eingeklebt, auf dem P. Pius siegesfroh inmitten der von ihm betreuten Sportgrößen steht. Allmählich schied P. Pius aus dem Unterricht. Jahr für Jahr bekam er weniger Stunden, bis er mit dem Schuljahr 1963/64 seine schulische Wirksamkeit abschloß, doch sein Interesse am Sport minderte sich nicht. Waren die Schüler der Mehrerau bei irgend einem Sportanlaß, so wollte er nach dem Spiel gleich erfahren, welchen Erfolg man gehabt habe. Mit der Zeit trat P. Pius auch als Präfekt zurück. Zur Aushilfe für P. Ambrosius zeigte er sich noch gerne bis vor einigen Jahren bereit.

Untätigkeit aber kannte P. Pius nicht. Die geistige Arbeit lag ihm nicht. Dafür erwies er sich um so nützlicher bei körperlicher Arbeit. So kennen ihn die Schüler der letzten Jahre als den Pater, der ohne Unterlaß für die Reinhaltung des großen Hofes sorgte, mit Besen und Schaufel hantierte und mit dem Schubkarren die Abfälle wegführte. Um diese Tätigkeit zu würdigen, gab Abt Heinrich in einer heiteren Stunde dem P. Pius den Titel eines wirklichen Hofrates, worüber sich der nimmermüde Hof-Reiniger herzlich freute.

P. Pius bemühte sich, ein guter Mönch und frommer Priester zu sein. Beispielgebend war seine Treue zum Chorgebet, die andächtige Art, das hl. Opfer zu feiern. Seelsorgerisch war er nicht viel tätig. Vor dem Beichtstuhl und der Kanzel hatte er Angst. Er meinte, er höre nicht gut. Und das Predigen machte ihm zuviel Mühe. Ich erinnere mich nur jener Armenseelenpredigt, die inhaltlich und der Form nach recht gut war. Er ging aus von den Versen im Buch Job: „Miseremini mei, miseremini mei, saltem vos, amici mei!" Und P. Pius lächelte jedesmal, wenn man ihn daran erinnerte. Messeaushilfen in anderen Kirchen übernahm P. Pius gerne. So hielt er mit Freuden vom Oktober 1967 bis November 1975 fast jeden Sonntag die Frühmesse auf der Fluh.

Sichtlich ließen die Körper- und Geisteskräfte nach. Der rechte Arm schmerzte ihn so sehr, daß er den Besen nicht mehr zu schwingen vermochte. Gerne las er noch ein schönes geistliches Buch, begab sich statt in den Hof in den oberen Klostergang, wo die Kreuzwegstationen angebracht sind, und betete anhand eines Heftchens von Kardinal Faulhaber den Kreuzweg. Nicht selten, vor allem in der letzten Zeit, betete er drei oder gar vier Rosenkränze an einem Tag. So war P. Pius wohl vorbereitet, als am frühen Morgen des 4. Jänner 1979 Bruder Tod an ihn herantrat und sanft hinübergeleitete zur ewigen Anschauung Gottes, auf die ja all sein Beten und Opfern auf dieser Erde ausgerichtet war. In dieser Erwartung schenken wir unserem verstorbenen P. Pius dankbar übers Grab hinaus verbunden unser Gebet.

P. Kolumban Spahr

Von den Brettern, die die Welt bedeuten

Erinnerungen des Theaterleiters Dr. P. Paul Sinz

6. Teil

Unsere Schieber

Die mir willkommene Unterbrechung in der Theaterleitung für das Spieljahr 1931/32 durch P. Martin Gehrler sei mir Anlaß, in großer Dankbarkeit auch einmal jener Theaterkräfte zu gedenken, die man Bühnenpersonal nennt: Des Regisseurs, der Schieber und der Souffleure. Daß die Überschrift sich auf unsere Schieber beschränkt, rechtfertigt sich für unseren Fall nach dem Grundsatz: „Denominatio fit a parte potiori."

„Schieber"? – Ein zwielichtiger Ausdruck! Bitte, versteht darunter nicht Vertreter jener dunklen Sorte von Devisenschiebern und Schwarzmarktler, wie wir Älteren sie von Kriegs- und Nachkriegszeiten her kannten. Eines freilich hatten unsere Schieber mit diesen Schleichhändlern gemein: jene scheuten das Rampenlicht, diese das Tageslicht. Kurz gesagt: ich spreche da von jener Freiwilligen-Garde der nie geschauten, daher auch nie beklatschten Erbauer der vielberufenen „Welt der Bretter", darauf andere als Helden und Wichtigtuer glänzen und Lorbeeren ernten mochten.

Euch selbstlose, tapfere und stets einsatzbereite Heizermännlein oder auch Zyklopen des so vielseitigen Hinterbühnen- und Hintervorhangdienstes aus unserer gemeinsamen Theaterära spreche ich an. – Um Euch von jenen asozialen Devisen- und Warenschiebern zu distanzieren, nannte man Euch genauer „Kulissenschieber". Damit blieb zwar Eure Ehre gerettet. Doch ist damit beileibe nicht genug des Rühmens darüber gesagt, was alles Eures so bunten Kopf-, Fuß- und Handwerks war. Man versteh dies nicht als Schnurre, sondern in vollem Wortsinn! Denn der Bühnendienst – wir hatten es fast ausschließlich mit Illusionsbühne zu tun – brauchte ganze Menschen: Spitzen eben von Hand-, Fuß- und Kopffertigkeiten.

Nein, mein lieber Othmar Brogle (Schieber von 1927 bis 1932), Du entstellst die Dinge, wenn Du mir schreibst: „Der Bedeutung der Schieberei entsprechend, führte P. Paul dafür eine strenge Rekrutierung durch. Wichtigste Voraussetzung für die Aufnahme in die Schiebergilde war und wird bleiben: zuverlässige Unfähigkeit für den Dienst vor den Kulissen. Deshalb mußte jeder Schieberanwärter sich erst einer Spielerprobe unterwerfen. Bestand der Kandidat seine Aufgabe nicht, so wurde er für den Kulissenschieberdienst reifgesprochen. Auch mir blieb die Probe nicht erspart. Das Urteil: ‚Solche Unfähigkeit, die Stimme zu modulieren, habe ich noch nie erlebt. Rolle zwar gut gelernt, Stimme laut genug, Sprache leidlich schwyzerdütschfrei, doch weder Modulation noch Melodie vorhanden.' Schlimmer noch: ‚Nimmt alles zu ernst, für die Bühne zu gefährlich, im Kampf gäbe es wirkliche Tote.' Gesamturteil: ‚Höchster Reifegrad für Schieberdienst 2. Klasse. Er melde sich bei Sulla!' " (Auf „Sulla" hörte damals Walter Müller, bereits Oberschieber; wie Brogle Eidgenosse und Quartaner – beide ihrem Bühnendienst bis zur Matura treu!)

Othmar, mein Gutester! An Deinem wohl mehr selbsttrichterlichen Urteil muß ich als Letztverantwortlicher für Spiel und Hinterspiel etliches richtigstellen. Gelobt sei zunächst die Zeit, wo es unter Euch der spielfreudigen Jungen noch gab ohne Zahl. Darin hast Du recht, da mußte erst ausgemustert werden. Wer jeweils in welche Rolle schlüpfen würde, darüber entschieden fünf Vorgegebenheiten: Figur, Sprechwerkzeug, Einfühlungsgabe, Gedächtnis und Temperament. Nichts davon ließ sich durch Robe und Schminke ersetzen. — Was Deinen Fall, lieber Othmar, betrifft, so füllt mir Dein Bericht entweder eine Gedächtnislücke — oder er ist bis zur Selbstverstümmelung erlogen. Allerdings, was Du bei Deinem Probespiel als gefährliche Angriffslust, die in richtigen Mord ausarten konnte, bezeichnest, war vielleicht gerade eine jener unerläßlichen Qualitäten, die Dich zum Schieber prädestinierten. Alle noch Lebenden der Gilde werden mir dies bestätigen.

Meine Aussage zu exemplifizieren, brauche ich vorläufig nur kurz zu schildern, was sich zwischen Vorhang und Vorhang im Bühnen- und Hinterbühnenraum abspielte. Hier herrschten Urweltzeiten. Zyklopen bauten Welten ab und neue auf. (Bequemlichkeiten wie Schnürboden und Drehbühne gehörten noch der Zukunft an.) Fixe und derbe Zugriffe waren die gebotenen Raffer der Zeit. Was hindernd in den Weg trat und nach Aktende sich nicht schleunigst in die Gewölbe (Ankleide- und Schminkräume) zurückgezogen hatte, das faßte, ob König oder Kaiser, Ohrfeigen und Rippenpuffe. Terror war hier Regent. — Szenenwechsel erfolgten denn auch, selbst für Zeitungsreporter, in überraschend kurzen Fristen. Und nach getaner Arbeit wurden die Zyklopen wieder zu manierlichen Menschen und gaben den Mimen, Hoheiten wie Gemeinheiten, zu ihren Auftritten respektvoll freien Paß.

Achtung vor eigener Arbeit schenkt dem Menschen jenes Selbstwertgefühl, das jeder in seinem Stande braucht — auch der Hinterweltler „Kulissenschieber“ und der standesgleiche Unterweltler „Souffleur“. Nur so versteht es sich, daß zu diesen unsichtbaren Geistern des Theaters selbst Koryphäen der Schule zählten. Wir wollen sie an anderer Stelle nennen und genauer perlustrieren. Unser Altschieber Brogle, der zugleich mit Sulla noch vor der Matura beim Schweizer Heimatmilitär Rekrutendienst abzuleisten hatte, beurteilt seinen Schieberdienst nach dem eidgenössischen Soldatenlied: „Was wär' denn die Kanone, wenn nicht der Fahrer wär'?“ Spricht sich darin nicht die gleiche Beziehung zwischen Bedingung und Bedingtem aus wie in Schillers „Brettern“, darüber erst sich „Welt“ abspielen kann? — Ihr versteht richtig „Bretter“ als Teil fürs Ganze: die Bühne bzw. die **optische Umwelt** eines Geschehens. Sie zu erstellen und zu wechseln machte die Hauptarbeit des Bühnendienstes aus und begründete den Ausdruck „Kulissenschieber“. Die jeweilige Umwelt einer Szene, „Szenerie“ genannt, begriff auf der Illusionsbühne jedoch nicht nur die Kulissen in sich, sondern alle den Raum näher bestimmenden Elemente wie Hintergrund, Zwischenhintergrund, Soffitten und Versatzteile als Füllsel des Raumes. Alle für den nächsten Bühnenwechsel nötigen Stücke mußten von den Schiebern unter Regie des P. Pius Bücheler — er sei hier eingeführt, doch nicht zum letztenmal genannt — nach von mir gefertigten Plänen (zumeist nur Grundrissen) bereitgestellt werden. Das Bühnenbild bot Innenräume, Markt und Straße oder Freiland.

Mit der Abfolge der Bilder im Spiele würde die Bühne als abgegrenzter Raum den **optischen** Bedürfnissen der Zuschauer genüge tun, nicht ebenso



(Sitzend) Dr. Risch, Dr. Müller, P. Paulus, Brogle, P. Pius.
(Stehend) Dr. Ruß, P. Beda.

den **akustischen**. Denn die Zuschauer sind ja auch Zuhörer; und für sie weitest sich der Bühnenraum über den der Sprechenden und handelnden Mimen hinaus in eine nähere oder fernere Umwelt. Sie aber muß von der Regie und ihren Schiebern erstellt werden, mögen sich daran auch Spieler „außer Dienst“ beteiligen. Ich meine etwa Stimmen aus Nachbarräumen, Straßenlärm, Pferdegetrampel und -gewieher, Trompetenstöße, Pistolenschüsse, Kampfrufe von Kriegerhorden, aber auch Blitz und Donner, pfeifenden, johlenden Sturmwind, „Schwertgeklirr und Wogendrang“. P. Pius und die findigen Köpfe seines Genietrupps zauberten dieserart Begleitmusik zur Handlung auf der Bühne oft mit einfachsten Mitteln zu wirklichkeitsnaher Täuschung hervor. Ein großes Eisenblechblatt, am oberen Rande von kräftigen Fäusten gefaßt und geschüttelt, ergab einen erstklassigen Donner vom fortissimo des Blitzeinschlages bis zum vererbenden minuendo. Mit einem an kurzer Schnur befestigten Schülerlineal ließ sich bei kreisendem Schwingen säuselnder Wind erzeugen und steigern bis zu brausendem Sturm. Wollte man pfeifenden Wind, so begann man mit englischem „th“ und endete nach Bedarf mit Lokomotivenpfeiff aus kundigem Munde. Brauchte es Säbelgerassel, dann griff Feldzeugmeister P. Pius in seinen Vorrat an dickeisenblechernen Ritterschwertern. Wie aber, wenn Kosaken in den Kreml einritten? Für sie war rückwärts angrenzend ein steingepflasterter Hausflur bereit; das übrige besorgten die wohlbenagelten Absätze der tanzengeübten, im Rhythmus des Trotts oder Galopps sich bewegenden Beine der Schieber. Klar, daß auch eben feiernde Spieler, wo nötig, sich als Phonverstärker gebrauchen ließen.

Doch zurück zum Kulissenschub und seinem Zubehör! Unsere Bühne hatte zu meiner Zeit eine ganz ansehnliche Breite und Tiefe. Sie gestattete den Auf-

marsch von Massenszenen. Ihr Kreuzübel aber war ihre geringe Höhe. Daran war ohne einschneidende bauliche Veränderungen des Hauses nichts zu ändern. Irgendwie kamen diese Verhältnisse dem Schieber doch zu Paß. So schob er die am oberen Rand mit starker Drahtöse versehene Kulisse an ihren Ort, stieß eine an der Spitze mit kräftigem Eisenstift bewehrte Stange durch die Öse in die Decke — ein Griff noch rückte die Kulisse zurecht und sie stand fest: die Arbeit weniger Sekunden. Und Kulissen ließen sich so an beliebigen Orten in beliebiger Zahl anbringen. Hintergründe und Zwischenhintergründe rollte man leicht von der hängenden Walze. — Schlimm stand es um den Wechsel der Deckensoffitten. Diese dienten nicht nur der oberen Abgrenzung des Schaubildes, sondern auch der notwendigen Verkleidung der in mehreren Reihen von Glühbirnen gestaffelten Oberbeleuchtung des Raumes. Der durch „Verwandlungen“ (Szenerienwechsel) mitgeführte Austausch unserer fast von Meter zu Meter aufgehängten Soffitten verlängerte jedoch die Spielpausen ins Unerträgliche, so daß wir schließlich zu neutralen Deckenelementen übergingen.

Bisweilen waren unsere Schieber vor abenteuerliche Aufgaben gestellt. So hatten sie in Calderons „Der große Prinz von Fez“ ein von Strauchwerk verdecktes Riesengerüst zu betätigen, das einen heilen Absturz des Helden von einem gefährlichen Steilhang gelingen ließ. — Im gleichen Drama war des Prinzen Schiff bei Sturm in Seenot darzustellen. Das Fahrzeug, das nur vom Bug bis zum Mast ins Gesichtsfeld trat und den geängstigten Prinzen mit seiner nächsten Begleitung zeigte, ruhte „unter Wasser“ auf verschieden exzentrisch gebauten Rädern. Wurde das Seemöbel (von unsichtbaren Schiebern) mit Stangen und Seilen nach vor- und rückwärts geschoben bzw. gezogen, so legte es die verrücktesten Kapriolen vor: hob den Bug oder tauchte ihn unter; wälzte sich jetzt steuerbord, dann backbord zur Seite. Von der Regie angeheuerte und einexerzierte Knirpse lagen rücklings auf Meeresgrund und warfen mit Kugelstäben ein graugrünes, leichtbewegliches Tuch über ihren Köpfen in bedrohliche Wellen. — Über dem wilden Meere aber erschien, Sturm und Ängste beschwichtigend, geheimnisvoll das Bild „Unserer Lieben Frau“ — ein Projektor des Bühnendienstes warf's auf den Hintergrund. (Calderon erzählt uns damit kein mieses Märchen, sondern ein zeitgenössisches Geschehen, das aus dem frommen Moslem-Prinzen Muley Mahomet einen Jesuiten zu machen vermocht hat.) — Nicht weniger Arbeit und Sorgfalt kostete mitunter die Ausstattung des ganzen Bühnenraumes. Ich nenne als Beispiel den Sitzungssaal des Reichstages zu Krakau in „Demetrius“. Dann etwa die Festhalle der „Olympier“ in „Leute von heute“ mit dem Stufenaufbau des Zeusthrones mitten im Halbkreis von Sesseln für die antik-gewandeten Göttinnen und Götter (Studentinnen und Studenten); dazwischen den (in „MG“, Heft 47, S. 17 mit „Sulla“ als Vergleichsfigur abgebildeten) Opferaltar für das Riesenungetüm einer Karikatur „Castrillos“, dazu im Vordergrund noch die Sitze der Logenbrüder. — Nicht erwähnt seien so manche Großaufmachungen von Szenerien späterer Spiele.

Mehrerau hatte sich in Kloster wie Kollegium erst spät und nur sauer von Azetylen- auf Elektrobeleuchtung umgestellt. Dies lag an der allgemeinen Monetendürre nach dem Ersten Weltkrieg, wo Papiergeld und Kriegsanleihen zu Makulatur geworden waren. Immerhin konnte ich bereits 1927 von meinem Vorgänger eine Theaterbeleuchtung übernehmen, die alle meine Erwartungen übertraf. Da prangte eine Marmortafel mit Sicherungen, Hebeln, Tastern, Anschlüssen, Rheostaten und bezeichnenden Schildchen. Sie ermöglichte dem



Feiersinger, Wörle, Schöpf Hermann, P. Pius, Dr. Tizian, Dr. Bischof.

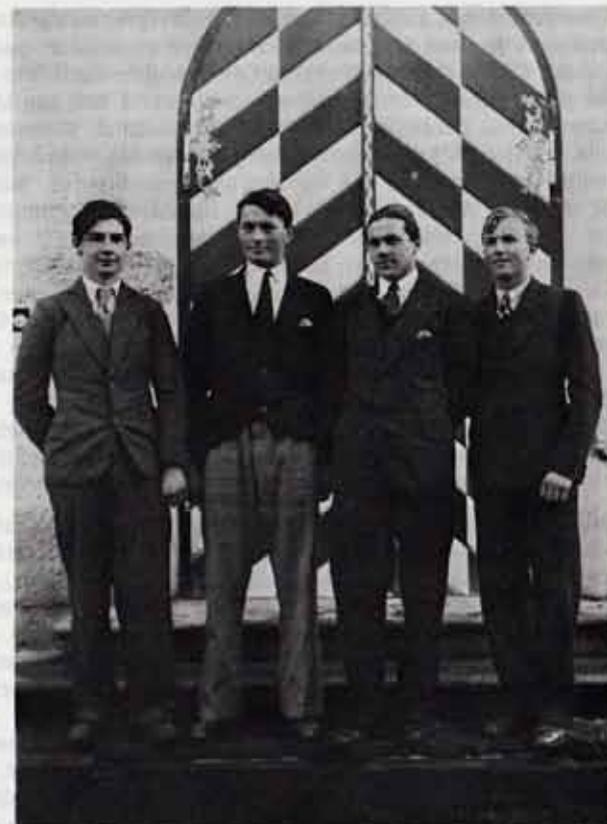
Lichtwart (in der Regel identisch mit dem Chefschieber) die feenhaftesten Beleuchtungseffekte. Dies in vier Farben, in allen deren Mischungsverhältnissen und Lichtstärken zwischen Tag und Nacht. Der Mann am Schaltbrett hatte für sein Tun sich die nötigen Anweisungen am Rande seines Textheftes notiert oder markiert. Auf den Mann am Brett mußte Verlaß sein. — Aus jener Zeit der Elektroinstallation unserer Bühne möchte ich auf einen Jungen der III. und IV. Klasse, Wilfried Henrich (Sohn des Landesforstrates Hofrat Henrich) zu sprechen kommen. Das Bublein mit seiner Kinderstimme und noch kaum abgestoßenen Milchzähnen trat ungerufen, doch gern geduldet in unseren Hinterbühnendienst ein. Der Elektroschalter hatte es ihm angetan. Er machte sich daran zu schaffen, schlug Verbesserungen vor und praktizierte meines Erinnerns solche wie ein Mann vom Fach — und hatte doch im Unterricht wohl nie auch nur ein Jota von Elektrotechnik gehört: ein Wunderkind — das freilich auch wie ein Meteor aufblitzte, um sofort zu verglimmen. Der große Kleine verschwand im Zeitgeschehen — und blieb ab vierter Klasse verschollen.

Doch darf ich — vorausnehmend — jenen Großeinsatz für die Bühnenausstattung zur Uraufführung des Trauerspiels „Liudolf von Schwaben“ im Februar 1934 nicht übergehen. Damit sprengte ich allerdings den mir mit der Überschrift „Unsere Schieber“ gesteckten Rahmen der Berichterstattung. Und doch wieder nicht; denn auch die Schieber waren maßgeblich an den zu besprechenden Vorarbeiten beteiligt. Ich schicke voraus: das genannte große Bühnenstück ist zur Gänze auf Mehrerauer Boden gewachsen —, hatte mich zur Mutter, den Historiker Abt Kassian Haid als Auftrag- und Ratgeber zum Vater. Doch

nicht nur das. Man hatte den Einfall – oder den Ehrgeiz, ich weiß es nicht –, heuer (1934) einmal etwas rein „Hausgemachtes“ darzubieten: ein Erzeugnis also von Lehrern, Meistern und Schülern der Mehrerau. Außer einigen empfindlichen Pelzgarnituren, die von kundigen Schwesterhänden der Riedenburg gefertigt wurden, war alles stolzes Eigenprodukt: Spieltext, Lied- und Musikkompositionen, Kostüme für mehr als 50 Personen, Schmuck, Waffen, Hausrat und – was uns hier im Grunde allein interessiert, aber doch in seinem Zusammenhang gesehen sein will – die zehn völlig neuen und neuartigen, in Buntpapier-Klebarbeit erstellten Szenerien. Ob es galt, Innenräume oder Freiland mit Erde, Meer und Himmel darzustellen, die Illusion war ebenso faszinierend wie modern. Gab es überhaupt bisher Ähnliches in solchem Ausmaß?

Der Plan hiezu reifte in einem Gespräch mit Herrn Prof. Hans Purin, akademischem Maler, seit 1924 für Unterricht in Zeichnen, Malen, Basteln und Schönschreiben Mitglied unseres Lehrkörpers. In selbstloser Hilfsbereitschaft trat er schon früh, mich entlastend, als „Schmierendirektor“ (Schminker) in den Dienst der Theaterregie. Nun aber galt es, über den „Brettern“ eine ganz neue, „papierene Welt“ zu erbauen. War Purin nicht der berufene Mann hiefür? Ich lieferte ihm die nötigen Skizzenbilder, Grundrisse, oft nur Anweisungen. Blitzfink hatte Freund Purin meine dürftigen Winke begriffen, ebenso rasch in die Formen- und Farbenwelt seines künstlerischen Empfindens transponiert und begann auch schon mit ganzen Klassen seiner Schüler während und außerhalb des Unterrichts seine Konzepte im Zeichensaal auszuführen. Dazu hattet Ihr Schieber – immer noch unter Leitung Eures Oberschieboboers, nunmehr Oktavaners Karl T i z i a n – jeweils die mit festem Packpapier bespannten Kulissen bereitzustellen und dann die mit Kleister und Buntpapier beschwerten auf einem 100-Meter-Weg durchs Haus in den Theatersaal zu schleppen. Wie weit Ihr Euch an der „Malerei“ beteiligt habt, entsinne ich mich nicht mehr. Sie blieb entscheidend Sache des Meisters: er wählte und mischte die Farben, riß nach Bedarf Fetzen von dieser oder jener Rolle, schnitt mit der Schere rechtwinklige Fliesen heraus, formte Gewölk für föhnigen Himmel usw. Alles Gereichte mit Pinsel und Kleister an seinen Platz zu setzen, war Sache der Schüler, deren jeder beschäftigt sein wollte und doch wieder kontrolliert sein mußte. In der Tat war der Meister mit Auge und Hand allgegenwärtig, und so ging denn auch keine Arbeit daneben. – Daneben jedoch ging beinahe das Geschäft mit Buntpapier. Bregenz hatten wir mit unserem Bedarf ausgekauft; beinahe, schien es, auch Innsbruck. Man florierte zwischen den beiden Weltkriegen in der Geschäftswelt nicht mit Luxusartikeln, führte sie daher auch nicht. Immerhin erreichten wir, was wir benötigten. – In ungezählten Tag- und Nachtstunden wuchs unser Werk heran. Prof. Purin vergaß für drei Wochen Weib und Kind in Lauterach: Müdigkeit warf ihn zu später Stunde bei uns ins Bett. Er war „Mönch auf Zeit“ geworden. Schließlich aber war die Arbeit termingerecht getan und – sie lobte den Meister. Die „trauernde Familie“ aber hatte den Papa wieder. Wir Mehrerauer jedoch machten mit dem neuen Gesicht der Bühne Furore.

Ihr **Schieber** wart in jenen Tagen und Wochen zu Träger-Kulis geworden. Titanen nannte man Euch besser. Hattet Ihr doch zehn ganze Welten vom Zeichen- zum Theatersaal, d. i. vom Südende über zwei Stockwerke hin zum Nordende des Kollegiums zu verfrachten. Da kam Euch zugute, was in emsigem Schul- und Freizeitsport Eurem Bizeps, Trizeps und Brustkorb zuge-



Härtinger, Mungenast, Schöpf Hermann, Thummer

wachsen war. Längst war mir aufgefallen, daß mein treuer Adlatus P. Pius als Regisseur den natürlichen Abgang ausgedienter Schieber fast nur mit jungen Schülern der vierten Klasse ersetzte. Ich ließ ihn gewähren, es war sein Ressort, und der Erfolg gab ihm recht. Doch des Pudels Kern? Neugier ließ mich jüngst doch einmal in alten MG-Nummern nach ursächlichen Zusammenhängen suchen. Und sieh: den Berichten der damals schon üblichen Landeschulsportveranstaltungen entnehme ich, daß die für den Bühnendienst angeworbenen Viertkläbler fast durchwegs lorbeerbekrönt von den Schülerwettspielen zurückgekehrt waren und – daß P. Pius als Lehrer in „Sport und Leibesübungen“ mit ihnen gegläntzt hatte. Man darf Talente nicht begraben, dacht' er sich und nahm sie beim Wickel in seinen Dienst. Und unsere jungen Helden der Arena sahen sich mit ihrer Berufung zu „Schiebern“ doppelt prämiert. So geschah es und erklärt es sich, daß selbst ungewöhnlich begabte Köpfe ab vierter Klasse bis zur Reifeprüfung kaum je im Lampenlicht standen. Von P. Pius gefangen, kamen sie nicht so leicht wieder los.

Einmal freilich – bei dem für jeden Studio unausbleiblichen Übergang von der Lauserei zu ernster Paukerei – mag sich der Kulissenschieber, den sein Job unter P. Pius jahrelang gefangen hielt, wie überlistet, übertölpelt, jeden-

falls frustriert vorgekommen sein und, seines Schieberdienstes müde, vielleicht gar nach Rampenlicht geheizt oder der Bühne für immer „adieu!“ gesagt haben. Ich weiß dies nicht. Sicher steht, daß unsere Oberschieber Sulla und Karl Tizian – unter ihnen auch Othmar Brogle – von der Quarta bis zur Matura dem Hinterbühnendienst treu geblieben sind, ohne Schwund an Einsatzfreudigkeit. Dabei war Sulla in seiner Klasse Schellenkönig in Mathesi, Physik und Chemie; Tizian seinerseits ein Phänomen des Vorder- und Hinterkopfes. Sulla sah sich als Adept der exakten Wissenschaften in der unbedingten Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit, wie die Leitung des Hinterbühnendienstes sie verlangt, bestätigt und gefördert. Tizian wieder hatte die Gabe allgegenwärtiger Augen und Ohren für alles, was hinter und auf der Bühne zu geschehen hatte und gesprochen wurde, so zwar, daß er als stummer Gast unserer Spielproben und Aufführungen die Texte der längsten Dramen wörtlich treu im Gedächtnis behielt und jederzeit ohne Textheft den Souffleur hätte ersetzen können, ja heute noch, nach 45 Jahren, die längsten Passagen unserer Stücke zu rezitieren vermag. Auch er war Gewinner, obwohl er nur einmal neben seinem Schieberdienst – als „Pfalzgraf Arnulf von Bayern“ eine beachtliche Rolle gespielt hat. Kanonen irgend eines Kalibers aber waren alle unsere Schieber.

Bei so viel Schieberlob regt sich bei unseren Einsiedlerkrebsen in der Souffleurmuschel berechnete Eifersucht. Sie fordern keine Lorbeerkränze, bitten aber sehr um ein Vergißmeinnicht. Bis auf Kopf und Ellbogen „unter den Brettern“ begraben, schwebt Ihr doch wie gute Geister über den „Helden der Bretter“; jede Not der vergeblichen Mimen gewährend und „flüsternd“ jede Hilfe gewährend. „Flüsterer“ müßte man Euch auf deutsch nennen, wenn die verwelschte Bühnensprache mit ihrem Souffleur dies nicht verböte; denn beide Ausdrücke bedeuten haargenau dasselbe. Was aber heißt „flüstern“? Für den Mann in der Muschel geht es um die Kunst, sich den Spielern deutlich vernehmbar zu machen, ohne das Publikum im geringsten zu stören. Wie dies? Laßt mich's kurz erklären: Die Sprache besteht aus tönenden Selbstlauten und klanglosen Mitlauten. **Der Sprecher auf der Bühne** hat Selbst- und Mitlauten gleiche Sorgfalt zu widmen. **Der „Flüsterer vom Dienst“** hingegen muß die **Selbstlaute** unter Wahrung der Klangfarbe bis zu tonlosem Hauche dämpfen, gleichzeitig jedoch die **Mitlaute** verstärken; jenes mit Rücksicht auf das Publikum, dies zugunsten der Mimen. Solches Sprechen verlangt nicht nur verantwortliche Aufmerksamkeit, es ist auch sehr ermüdend. Daß Ihr Flüsterer Eures Amtes stets klaglos gewaltet habt, sichert Euch heute noch meinen herzlichsten Dank.

Man weiß um die **formgebenden Kräfte** des Schultheaters für den Mimen. Die **charakterbildenden Kräfte** aber, die sich im selbstlosen Einsatz unserer Schieber und Souffleure, dieser nie entlohnten „stummen Diener der Gesellschaft“ rühren, haben sittlich höheren Stellenwert. Dies sei ohne Schmälerung der Verdienste unserer braven Bühnenhelden gesagt.

Doch wie? Wurden denn unsere, sozusagen ewig in der Versenkung lebenden, schweißtriefenden und staubfressenden Schieber und Einsager wirklich nie entlohnt? Oh, von Entlohnung kann da kaum gesprochen werden; nur dürftige und notwendigste Aufmerksamkeiten gab es. So war den Schiebern während der Spielzeiten in einem Gewölbwinkel etwas zum Schnabulieren und Glückglucksen bereitgestellt: „Klosterbrot“, vielleicht etwas Wurst dazu, Limonade oder Most. Doch wog dies nicht mehr als das Nötigste an Treibstoff

und Kühlwasser für den Motor. Gewiß, auch sie, die Schieber nahmen mit den Spielern an jenen Theaterbieren teil, wie solche nach Großaufführungen fällig waren. Galt dabei: „Je Mann eine Wurst!“ und steckten sich dabei die Schieber deren zwei oder drei zu, so geschah ausgleichender Gerechtigkeit Genüge. – Ich fand in meinem sehr spärlichen Nachlaß jener Zeit ein auf unsere Schieber gedrechseltes Erzeugnis meiner Muse, das da lautet:



Das Schieberlied

Wir Schieber, wir üben die höchsten Gewalten.
Mit Rucke-die-zucke sind Welten erbaut
für Fürsten und Narren, so jungen wie alten.
Mit Schub-schob-schieb-schub sind sie wieder verstaut
Kurz-kurz: Wir Zyklopen, wir schieben und schalten,
daß man seinen Augen und Ohren nicht traut.
Wir steh'n über Zeit, Raum, Lorbeer und Geld;
wir Schieber sind eben die Herren der Welt!

Wir Schieber verwandeln wie göttliche Geister
mit Rucke-die-zucke das Chaos in Licht.
Wir steuern die Sterne mit Faden und Kleister.
Ein Schub-schob-schieb-schub – schafft Jüngstes Gericht.
Kurz-kurz: Wir Titanen sind überall Meister;
ob bauend, ob plündernd, das kümmert uns nicht.
Wir steh'n über Zeit, Raum, Lorbeer und Geld.
Wir Schieber sind eben die Herren der Welt!

Wir Schieber ha'n Welten aus nichts wohl erschunden,
doch schluck-schleck-schlick-schluck von nichts nicht gelebt.
Drum ward ja vom Metzger der Schübling erfunden,
was schub-schob-schieb-schub doch im Worte schon schwebt.
Kurz-kurz: Unsre Welt kann nicht reifen noch runden,
so ihr nicht die länglichen Schüblinge gebt.
Wir steh'n über Zeit, Raum, Lorbeer und Geld;
doch Schüblinge brauchen wir Herren der Welt!

(20. I. 1935)

Daß zum Schübling auch Bier gehört, hat der Dichter keusch verschwiegen, den Schiebern und Flüsterern jedoch nicht vorenthalten. Und weil Bayrisch Bier von besonderem Rufe, hat er, selbst ein Bayer, für besondere Schieberleistungen mit seinen Mannen Bayrisches an der Quelle gesucht – und bisweilen „Zum Sinfzen“ in Lindau gefunden. (Siehe Bild I.)

Wie schon eingangs bemerkt, schrieb ich diese Erinnerungen nieder, um einmal auch den wackeren Jungen des freiwilligen Bühnendienstes, deren in unseren Theaterberichten wohl seit 100 Jahren nie gedacht worden ist, wenigstens für meine Theaterperiode in Text und soweit möglich auch im Bild ein bescheidenes Denkmal zu setzen. Ein Denkmal, ob für Lebende oder Tote, darf nicht versäumen, wenigstens in gedrängter Kürze die wichtigsten Lebensdaten des Geehrten aufzuzeigen. Schon die hier beigegebenen Fotos lassen unsere Leser fragen, was wohl aus diesen feschen Bürschchen geworden sein mag. – Leider schweigen hierüber weithin unsere Annalen. Denn es gab von 1938 bis 1945 kein „Kollegium St. Bernhard“ und von 1941 bis 1945 kein Kloster Mehrerau mehr. Der Hitlerkrieg tobte, zerriß die Bande zwischen Lehrern und Schülern und raffte viele unserer Jungen dahin. Meine Fahndung nach Landsern, die das Massenmorden überlebten, ergab ein bescheidenes

Fähnlein von noch Aufrechten. Sie aber sind Zeugen dafür, was irgendwie in allen unseren Schiebern tüchtiges stak.

Nun, was meine „Denkmale der Schieber“ künden.

Die ersten Denksteine möchte ich drei Altschiebern aus kriegsneutralen Ländern, den Schweizern Müller und Brogle sowie dem Liechtensteiner Risch widmen (siehe Bild I). Sie waren Jahrgänger und maturierten 1932.

Dr. jur. Walter Müller. – Zum Erstaunen aller wechselte der in den exakten Naturwissenschaften glänzende Gymnasiast an der Uni auf Rechtswissenschaft über. Dies vielleicht in der Erkenntnis, daß einem im innersten Gebälk knisternden und krachenden Europa mit Dienst an Recht und Sitte mehr geholfen sei als mit neuen Errungenschaften der Technik und Chemie. So betrat er denn als Dr. juris die Richterlaufbahn und schwang sich neben seinem Militärdienst vom Verhörer zum Staatsanwalt des Kantons Schwyz in Schwyz empor und blieb dies bis zum 26. November 1961, als ihn – noch in besten Jahren – der männermordende Herztod aus dem Leben riß. Wer als Anwalt der Gerechtigkeit von hinnen schied, der fiel in die Arme eines gnädigen Gottes. Dies sei der Trost der Deinen!

Oberleutnant d. R. Othmar Brogle. – Als begeisterter und prämierter Sportler von Deiner Mehrerauer Zeit her lockte Dich der Soldatenberuf. Du wurdest Leutnant, Oberleutnant und warst besonders als Instruktionsoffizier eingesetzt. Ein sehr vielfältiger und verantwortungsvoller Dienst. Daß Du während des Krieges in hohe Vertrauensstellen des Bundes berufen wurdest, spricht Bände Lobes auf Deine geistigen und moralischen Qualitäten. Was sonst noch aus Dir herauszuquetschen war, ist dies: Du warst die letzten 10 Jahre Bibliothekar des Eidgenössischen Luftamtes in Bern. Nun ruhest Du. Bei Deinem letzten Hiersein zum Titelfest der „MK“ gelang es mir, mit einem Gläschen Wein Deine verschwiegene Zunge etwas zu lösen und zu erfahren, daß Du nebenher immer schon als Übersetzer aus vier modernen Sprachen tätig warst. – Wie das kam? – Du habest als Privatlehrer für Latein erst Dein Gymnasiallatein gründlich vervollkommenet, dann von hierher leicht den Zugang zu den romanischen Sprachen des Italienischen, Französischen und Portugiesischen gefunden; Begriffe von Englisch waren Dir wohl schon von der Schule her gegeben. – Lieber Othmar, sei mir ob dieses Beichtsiegelbruches nicht böse! Lege mir als Buße ein Memento-in-sacris auf!

Dr. jur. Hermann Risch. – Auch Deine Wahl der Fakultät mag von ähnlichen Beweggründen bestimmt gewesen sein, wie jenen Deines Weg- und Zeitgenossen Walter Müller. Doch führte Dich Dein Weg vom schlichten Landrichter zu einer anderen Spitze: der eines Gerichtspräsidenten in Vaduz. Als Emerituscum-laude darfst Du nun Deine Ruhetage bei Deinen Lieben in Schaan verbringen. Heil Dir!

H. P. Beda (Nikolaus) Feser, S.O. Cist. – Nach erlangter Hochschulreife (1933) und Abschluß Deiner philosophisch-theologischen Studien begann für Dich jungen Priester in jenen gewitterschwülen Zeiten – man schrieb 1937 – ein von Gehorsam und Schicksal geprägtes seelsorgliches Zigeunerleben, das erst in 15jähriger, äußerst verdienstvoller Leitung der Propstei Birnau einige Stabilität zurückgewann. Um indes nicht zu weiltäufig zu werden, möchte ich Deine persönlichen, nüchternen Daten Deines Priesterlebens wiedergeben: „Kaplan in Hard (1937), in Kottern/Kempten (1937), in Lingenau und Mariahilf

Vorkloster (1938). Chef der verbotenen Pfarrjugend, Gauverweisung durch Gestapo. — 1941–1946 Pfarrverweser in Riezlern; Planung einer Kapelle in Schwende, Kleinwalsertal. — 1946 Mehrerau, Hilfspräfekt und Handarbeitslehrer. — 1949 Spiritual in Wurmsbach/SG; Lehrer in Geographie, Geschichte und Religion. — Ende 1949 bis 1954 Spiritual in Magdenau: Miterbauer d. Dorfkirche Wolfertswil/SG; Bau der Zisterzienserabteikirche Magdenau. — 1955 Mehrerau: Präfekt am Kollegium, Religionslehrer; Landwirtschaftsschule: Bienenkunde und Religion. — 30. 8. 1960 Pfarrvikar der Pfarre Mehrerau und Krankenpater im Sanatorium; 30. 6. 1962 erlöscht die Pfarre Mehrerau. — Ab 6. 1. 1963 bis 20. 8. 1978 Prior von Birnau: Restaurierung der heutigen Basilika." Soweit Dein Bericht. Wer sich von Deinen großen Verdiensten um die genannten Kultstätten überzeugen will, der nehme sie selbst in Augenschein. Hier fehlt der Raum, dafür Ersatz zu bieten. (Niko Feser auf Bild I.)

Dr. phil. Karl Tizian. — Als preisgekrönter Sportler der Quarta von P. Pius anno 1929 für den Hinterbühnendienst gekapert, rücktest Du 1932 dem Maturus „Sulla“ als Oberschiebober nach, bis sich auch für Dich, den mit Auszeichnung Reifgesprochenen, 1934, die Tore der Alma Mater zu Innsbruck öffneten. Und vorbei war es nun mit dem langen Versteckenspiel, wozu Dein Sporteifer unter P. Pius Dich verurteilt hatte. Doch was aus dem verborgenen Kulissenschieber dann im Rampenlicht der Geschichte geworden ist, das laßt uns in dokumentarischer Kürze wiedergeben:

Herbst 1934: Karl Tizian immatrikulierter Hörer an der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck. Belegt als „posthumus“ seines gleichnamigen, schon zu Beginn des Ersten Weltkrieges gefallenen Vaters, Gymnasiallehrers für Geschichte und Geographie, sei's aus Verehrung, sei's als Geisteserbe, dieselben Wahlfächer der philos. Fakultät, dazu aus persönlicher Neigung Kunstgeschichte und Archäologie. Beendet — trotz Zwischenschaltung seines militärischen Einjährig-Freiwilligen-Dienstes — in vier Jahren seine Studien mit Doktorat und Höherem Lehramt. Besucht 1938 das „Österreichische Kulturinstitut“ zu Rom. Wird jedoch schon früh 1939 von der deutschen Wehrmacht zum „Gebirgsjäger-Regiment“ einberufen. Als Soldat in bis zum Oberleutnant steigenden Chargen, dabei auf Posten besonderen Vertrauens eingesetzt, kämpfte Tizian in Norwegen, Rußland, Italien, endlich in Jugoslawien gegen Partisanen. Die deutsche Wehrmacht bricht zusammen, Feind besetzt die Ostmark. Tizian hebt sich von seinem Heeresdienst im Süden ab, weiß sich zu Fuß durch alle vom Feind besetzten Zonen zu schlängeln und zu schleichen und kommt ungeschoren zum angepeilten Termin, dem 9. Juni 1945, in Bregenz an, um mit seiner treuen Gattin Ilse den Tag ihrer Hochzeit zu begehen.

Nicht eigenem Trieb, sondern fremder Not gehorchend, sieht der Heimkehrer die nächsten Jahre sich genötigt, als Geschäftsführer der Firma Ölz, Bregenz, zu dienen. Ein Umstand, der zu Tizians Berufung in die Handelskammer und 1949 in den Landtag führt. Aus der ersten freien Bürgermeisterwahl nach dem Krieg geht Tizian mit allen Stimmen als Stadtoberhaupt hervor und bleibt dies von 1950 bis 1970. Zu den bemerkenswertesten äußeren Verdiensten um Bregenz zählen: Behebung der schwersten Kriegsschäden seiner Stadt; Um- und Ausbau des historischen Kornmarktgebäudes zum modernen Kornmarkttheater; Errichtung der zweiten, soliden, durch Kiesaufschüttung gewonnenen, 6000 Plätze bietenden Seetribüne der Bregenzer Festspiele; Erhaltung, Erweiterung und Umgestaltung der Gaststätte des Bregenzer Schloß-

berges (Gebhardsberges) und seiner Freianlagen für Pilger und Touristen, aber auch als „Gute Stube“ für prominente Gäste des Stadtbürgermeisters und des Landeshauptmannes. Nicht genannt ist damit die zermürende Sorge für Behebung der kriegsgeschädigten Wohn-, Verkehrs- und Lebensverhältnisse der Stadt. Leichter ist es, eine dem Leben zurückgegebene Stadt zu pflegen und zu zieren, als sie aus Not und Dreck herausgehoben zu haben. — Daß der erste Mann der Landeshauptstadt auch im Landtag sitzt, versteht sich; daß er darin zehn Jahre (1964–1974) vorsitzt, dankt er, der Nichtjurist, größtem Vertrauen.

Der Altbürgermeister und Altlandtagspräsident Dr. Tizian hat sich ins private wissenschaftliche Arbeiten zurückgezogen. Als Patriot seinem Offiziersstand auch in der Reserve treu, stieg er bis zum Oberst empor. Nach seinen militärischen und zivilamtlichen Auszeichnungen befragt, antwortet er als Mann, dem seine „gestirnte Brust“ herzlich wenig gilt. — Mehr liegt ihm an seinen über alle Welt zerstreuten fünf Kindern, in denen ihm seine vor Jahresfrist verstorbene treue Gattin Ilse (geb. Winsauer) weiterlebt: dem einzigen Sohn Dr. med. Karlheinz, der sich in Dallas/USA wissenschaftlichen Forschungen hingibt sowie seinen vier Töchtern Marie-Luise, Ilse, Ida und Hemma, die sämtlich an arrivierte Männer der Öffentlichkeit verheiratet sind. — Diese Mitteilungen bin ich einem unserer begabtesten Jungen schuldig, der sich von der 4. Klasse Gymnasium bis zu seiner glänzenden Matura 1934 hinter den Brettern, die die Welt bedeuten, verstecken ließ.

Dipl.-Ing. Hofrat Josef Märk. — Gewiß warst auch Du einer jener wohlbelobten Sieger im Landesschulsport unserer Quarta, denen P. Pius — Turnlehrer und Theaterregisseur in einer Person — mit ihrer Einweisung in den Hinterbühnendienst eine zusätzliche Auszeichnung zu verleihen gedacht hat. So „schobest“ Du denn neben bzw. unter Tizian und maturiertest mit ihm anno 1934. — Darauf besuchtest Du die Wiener „Hochschule für Bodenkultur“ und absolviertest sie mit Ingenieur-Diplom. Als irgendwo irgendwie Überlebender des „Tausendjährigen Reiches“ tratest Du in den öffentlichen Forstdienst. Als Bürger von Rankweil wohl zunächst in Deinem heimatlichen Bezirk. Bald aber zogest Du als „Landesforstmeister“ mit dem Titel „Forstrat“ in die Landesregierung. In dieser Eigenschaft, doch auch noch als „Hofrat“ i. R. stelltest Du Deine reichen Erkenntnisse und Erfahrungen den Jungbauern unserer „Landwirtschaftlichen Schule“ als Lehrer zur Verfügung. Der Dank Deiner Schüler ist Dir sicher.

Trotz eifrigem Bemühen konnte der Schreiber dieser Zeilen nichts über den weiteren Lebenslauf von Sepp Feiersinger erfahren und seinen Lesern bieten. Die Redaktion der Mehrerauer Grüße weiß, daß er als Holzkaufmann in Hopfgarten in Tirol tätig ist. Wenn er das liest, dann soll er sich zuerst selber an der Nase nehmen und dann sich an die Schreibmaschine setzen und P. Paulus ein Lebenszeichen geben.

Das gleiche gilt für Josef Hechenberger, von dem ich weiß, daß er 1935, in meinem 1. Präfektenjahr, maturierte, dann in Innsbruck Medizin studierte und nach Krieg und ärztlicher Ausbildung als Dr. med. Sprengelarzt in Prutz im Oberinntal war, bis ihn seine nicht mehr zufriedenstellende Gesundheit zwang, den strengen Posten aufzugeben und in seine Heimat Zams zu ziehen. Wenn es nicht stimmt, was ich schreibe, bitte ich um Berichtigung im nächsten Heft. D. R.

Gefallen oder verschollen sind uns bis heute die folgenden Schieber vertrauter Namen: Hermann Schöpf (im brennenden Flugzeug abgestürzt); Fritz Orlainsky; Wilhelm Wörle; Erwin Thummer; Josef Häringer; Karl Mungenast. Gott sei diesen Opfern der Tollwut eines Größenwahnsinnigen gnädig! – Sollte sich jedoch einer der Genannten vom Scheintod erholen haben, so möge er sich bitte baldigst bei der Redaktion der „Mehrerauer Grüße“ melden!

Meinen Souffleuren zum Gedenken

Zum weiteren Erweise, daß alles Große, im Menschenleben wie in der Natur, still-dunklem Boden erwächst, möchte ich den Lesern auch verraten, was aus den bescheidenen Einsiedlerkrebsen in der Flüstermuschel – mein Vorgänger hat sie, wie ich erst bemerke, in einen prosaischen Souffleurkasten umgebaut – geworden ist: lauter hohe Herren des öffentlichen Lebens, Spitzen der Gesellschaft! Ich nenne Euch Flüsterer in historischer Reihung: Herr Hubert Haas, Matura 1931. Nach einem Abiturientenkurs an der Handelsakademie in Innsbruck und praktischer kaufmännischer Ausbildung eröffnete er in Pfaffenhofen bei Telfs ein gutgehendes Bauwarengeschäft. Durch den engen Kontakt mit seinen Klassenkameraden ist er der Mehrerau eng verbunden und freut sich über jeden Besuch – wenn er nicht gerade auf der Jagd ist. D. R. – Sein Nachfolger in der Muschel HH Dr. theol. Josef Ruß, Matura 1931. Heute Pfarrer von Mittelberg, Kleinwalsertal, 40er-Jubilär seines Priesteramtes. Wer ihn nicht beglückwünscht hat, der tue's hiemit! – Ihm folgte als Einsiedlerkrebs sein Bruder Toni, genauer DDr. jur. & rer. pol. Anton Ruß, Matura 1933. Zeitungsman von Beruf: Miteigentümer und langjähriger Chefredakteur der aufgabenstärksten Landeszeitung „Vorarlberger Nachrichten“ sowie Teilhaber der „Vorarlberger Graphischen Anstalt Eugen Ruß & Co., Bregenz“. Als Opfer seines nervenzersägenden Berufes allzu früh nicht nur dem publizistisch so vielseitigen Rußschen Familienunternehmen entrissen, sondern seiner noch jugendlichen Gemahlin „Rösli“ (geb. Rupp) und ihren fünf Kindern von schleichendem Tode geraubt, bleibt er doch in ewiger Erinnerung nicht nur der Seinen, sondern unzähliger Freunde und Verehrer. – Als letzter meiner Vorkriegs-Theaterzeit schlich sich ein schlaues Wälderbübchen in die Flüstermuschel: der spätere Dr. med. Leopold Bischof, Matura 1935. Praktischer Arzt zu Götzis. Als Arzt, Mensch und Christ gleichen Ansehens. Hochverdient als „Präsident der Vorarlberger Ärztekammer“. Die Auspizien standen schon dem Gymnasiasten gut.

Damit nehme ich Abschied von Euch Flüsterern und Schiebern. Ich drücke Euch über Berg und Grab hin in Dankbarkeit die Hände. Der Jugend gegenüber aber nehme ich Euch zu Zeugen für die Wahrheit des Herrenwortes: „Wer immer von Euch ein Großer werden will, der lerne dies als Diener; und wer Erster sein will, erreicht sein Ziel als Knecht“ (Mt 20,26 f).

Die neuen Personalhäuser des Sanatoriums Mehrerau

Wer vom Sanatorium zu den Werkstätten des Klosters geht, sieht in einer schönen Gartenanlage zwei neue Gebäude. Sind sie eine Erweiterung des Sanatoriums oder dienen sie einem anderen Zweck? Es sind Neubauten, die zur Unterbringung des Personals notwendig wurden.

Weil unsere Küchenschwestern infolge Krankheit ausschieden und wir vom Provinzhaus der Kreuzschwestern in Solbad Hall keinen Ersatz bekamen, mußten wir uns um einen Koch umsehen. Vor einiger Zeit hatte sich ein Bregenzer, der in Kanada und Irland als Koch beschäftigt war und wieder in die Heimat zurückkehren wollte, um diese Stelle beworben. Wir planten für ihn und seine Familie in der Nähe eine Wohnung zu beschaffen. Im sogenannten „Finanzerhaus“ (Forellenweg 11) war durch das Ausscheiden unseres Krankenwärters eine Wohnung frei geworden. Da diese aber für eine Familie mit drei Kindern verhältnismäßig klein war, beauftragten wir den Architekten



Karl Büsel mit der Planung und Ausgestaltung der neuen Wohnung, die Anfang März fertig sein sollte. Die beigezogenen Firmen arbeiteten fleißig. Trotz verschiedener Hindernisse, wie es bei einem Altbau kaum anders zu erwarten war, schritt die Arbeit gut voran. Die Außenmauern mußten gegen die Kälte isoliert werden. Der Fußboden war zu erneuern, da die Bretter so morsch waren, daß ein Arbeiter durchbrach und im Keller landete. In der Wohnung wurde eine Etagenheizung und im Keller ein Elektroboiler für die Warmwasserbereitung installiert. In wenigen Tagen sollte man einziehen. Da wurde ich verständigt, es habe im Hause eine Explosion stattgefunden. Es war der 6. März 1974, 9.30 Uhr. Den Knall hatte man im Sanatorium gehört. Ich dachte nichts Arges,

ging aber doch sofort nachsehen. Die Verwüstung war arg genug. Die neuen Fenster waren ohne Glas. Die Glassplitter lagen zerstreut im Umkreis von 10 bis 20 m oder staken in der Bretterwand eines gegenüberliegenden Schuppens. Die Verwüstung im Inneren der neuen Wohnung war unvorstellbar. Die Einbauschränke waren aus ihrem Gefüge gerissen und stark beschädigt, der Fußboden aufgeworfen, das schön gekachelte Bad in den Keller durchgebrochen. Die Wohnung im ersten Stock, in der einige Jugoslawen untergebracht waren, war nicht mehr benützbar und durfte nicht betreten werden. Im Dachboden waren verschiedene Schäden, und am Dach selbst fehlten viele Ziegel. Im Keller suchte ich nach dem Elektroboiler, fand ihn aber nicht, nur einige Zierleisten in einer fernen Ecke. Erst als ich das zweitemal in den Keller hinabstieg, konnte ich feststellen, daß der Luftdruck den Boiler aus seiner Halterung gerissen und so weit in den Lehmbooden getrieben hatte, daß er nur noch einige Zentimeter herausragte. Die Ursache der Explosion konnte nicht eindeutig festgestellt werden. Die Bezirkshauptmannschaft vermutete einen Fehler beim elektrischen Anschluß und ein Versagen des Sicherheitsventils.

Wir müssen von großem Glück reden, daß es nur einen Sachschaden gab und niemand außer dem Schrecken Schaden davontrug. Ein Zimmermann, der in der neuen Wohnung arbeitete, wurde auf die Nase geworfen, da sich der Fußboden unerwartet gehoben hatte. Der Tapezierer, der eben damit beschäftigt war, die Vorhänge festzumachen, sah plötzlich den Korb mit den Vorhängen nicht mehr; der Luftdruck hatte diesen zum geschlossenen Fenster hinausgefegt. Eine Frau im ersten Stock hatte ihr Kleinkind, das im Wohnungsgang spielte, in das Wohnzimmer hereingeholt, als kurz darauf die Gängtür bis zur Wohnungstüre geschleudert wurde. Sie hätte das Kind sicher verletzt. Der ehemalige Hausdiener des Sanatoriums wollte im Keller einen Haken für den Entleerungsschlauch beim Boiler anbringen. Eben war er in seine Werkstatt gegangen, einen geeigneten Nagel zu suchen, sonst wäre er im unmittelbaren Gefahrenbereich gewesen. Und damit der Humor nicht fehlt: die Frau des Hausdieners war auf dem Klo damit beschäftigt, die Klorolle, die ihren Händen entglitten war, wieder aufzuwickeln. Durch diese Verzögerung kam sie nicht mehr in den Bereich der Explosion. So haben die Schutzengel viel und gute Arbeit getan.

Nun erhob sich die Frage: was soll weiter geschehen? Fürs erste mußten wir für den Koch eine Wohnung mieten, was keine großen Schwierigkeiten machte. Aber was sollte mit dem Hause geschehen? Soll es abgebrochen oder renoviert werden? Die Wohnungen auf der linken Seite hatten wohl verschiedene Schäden erlitten, waren aber doch noch bewohnbar. Die rechte Seite war jedoch so demoliert, daß nur ein Abbruch in Frage kam. Wir berieten uns mit einer Baufirma, die in den letzten Jahren verschiedene Arbeiten zu unserer Zufriedenheit ausgeführt hatte. Da durch die Explosion auch das Mauerwerk stark beschädigt war, kam nur ein Umbau von Grund auf in Frage. Kostenpunkt: etwa 6 Millionen. Das war wenig ermutigend, zumal an Raum nichts gewonnen wurde. So erwog man einen größeren Neubau, da wir schon drei Wohnungen in der Stadt gemietet hatten. Die Baufirma bot uns den Bau an nach Plänen, die sie käuflich erworben habe und die für Dienstwohnungen geeignet wären; wir könnten uns so die Kosten für die Pläne sparen. Bei diesem Vorschlag hatten wir allerdings das unangenehme Gefühl, einen geistigen Diebstahl zu begehen. Die Firma schlug uns einen Bauplatz in der



Abt Kassian gibt dem Haus die kirchliche Weihe.

Nähe des Forellenweges wegen der kurzen Zufahrt vor. Wir hegten jedoch Zweifel, ob dieser Platz von der Behörde genehmigt werde, da er innerhalb der Bauverbotszone lag. (Innerhalb 500 m vom Seeufer darf nicht gebaut werden.) Da die Firma unbedingt ins Geschäft kommen wollte, drängte sie uns, jetzt schon Ziegel zu kaufen, da sie in nächster Zeit teurer würden. Darauf ließen wir uns nicht ein und taten gut daran. Die Baupläne ließen wir kopieren und reichten sie mit dem Ansuchen um Baubewilligung beim Stadtbauamt und bei der Bezirkshauptmannschaft ein. Das Ansuchen wurde abgelehnt mit der Begründung, wir sollten keine so billige „Türkenwohnung“ bauen, sondern sollten etwas Besseres, Schöneres hinstellen. Auch mit dem vorgesehenen Bauplatz war man nicht einverstanden. Wir sollten das Haus jenseits der Mehrerauer Straße bauen, da es dann außerhalb der Sperrzone zu liegen käme. Das wollten wir wieder nicht, da uns das häufige Überqueren der Straße zu gefähr-

lich schien, zumal damals die Mehrerauer Straße als Durchgangsstraße nach Hard geplant war.

In dieser Situation kam uns der Leiter des Naturschutzes zu Hilfe, der den Platz hinter dem Sanatorium vorschlug. Er lag zwar innerhalb der Sperrzone, entsprach aber ganz unseren Wünschen. Stadtbauamt und Bezirkshauptmannschaft gaben ihre Zustimmung.

Wegen der Bauplanung wandten wir uns an Herrn Dipl.-Architekt K. L. Urban de Meijer in Dornbirn, der die oben erwähnten Pläne entworfen hatte. Wir wollten damit auch den geistigen Diebstahl wiedergutmachen.

Schwierigkeiten bereitete die Finanzierung. Die Baukosten wurden auf ungefähr 17 Millionen geschätzt. Wie sollte das Geld aufgebracht werden, da zu dieser Zeit wegen der Kapitalsperre bei den Banken kein Geld zu bekommen war? Diese Angelegenheit nahm Pater Abt in die Hand. Mehrere Besprechungen mit Landesstatthalter Dr. Mandl und dem Referenten für das Gesundheitswesen, Landesrat Fredy Mayer, ergaben, daß das Land selber und mehrere Städte des Landes solche Personalbauten nicht mehr in eigener Regie durchführen, sondern sie im Wege des sogenannten Baurechtes von einer gemeinnützigen Wohnbaugesellschaft errichten lassen. Dieser Weg wurde auch uns angeraten. Zuerst hatten wir schwere Bedenken, da ja in diesem Fall das Bauwerk bis zur vollständigen Rückzahlung der aufgenommenen Kapitalien nicht in unserem Eigentum, sondern eben in dem der Wohnbaugesellschaft verbleibt. Unsere gesamte „Politik“ in der Führung des Sanatoriums in den letzten Jahrzehnten aber bestand gerade darin, uns von der öffentlichen Hand möglichst unabhängig zu halten. Im Fall unserer geplanten Personalhäuser aber wurde uns klar, daß wir von dem Vorhaben zurücktreten müßten, weil seine Finanzierung über gewöhnliche Bankdarlehen (die zudem gerade in dem Zeitpunkt im Inland kaum zu haben waren) einen Zinsendienst mit sich gebracht hätte, der uns aufgefressen hätte. Gemeinnützige Wohnbaugesellschaften bekommen nämlich nach der momentanen gesetzlichen Lage weit höhere Wohnbaukredite und andere Zinsstützungen als ein Privater. Wir entschlossen uns also, den von der Landesregierung uns gewiesenen Weg zu gehen.

Nach mehreren Erkundigungen wurden wir mit der VOGEWOSI (Vorarlberger gemeinnützigen Wohnungsbau- und Siedlungsgesellschaft m. b. H. in Dornbirn) handelseinig. Diese Gesellschaft war bereit, die Personalhäuser nach den von uns gebilligten und in bester Zusammenarbeit erstellten Plänen von Dipl.-Arch. Urban de Meijer auf klostereigenem Grundstück zu bauen; sie besorgte den größten Teil der Finanzierung und verpflichtete sich, die fertigen Häuser in einem Generalmietvertrag ausschließlich uns zur Verfügung zu stellen.

Der Finanzierungsplan sah dann so aus:

Gesamtkosten	S 16,500.000
Wohnbauförderungsmittel	6,050.000
Darlehen der Hypothekbank mit Annuitätenzuschuß	6,000.000
Baukostenbeitrag des Klosters	4,450.000



Tanz der Philippinenmädchen.

Da auch der letztgenannte Posten für das Kloster noch ein schwerer Brocken war, zumal man die Einrichtung der Wohnungen auf eigene Kosten vorsehen mußte, sah sich der Abt gezwungen, beim Land um einen weiteren Zuschuß einzukommen, der dann auch nach harten Verhandlungen in Form eines Zins- und Tilgungszuschusses für 2 Mill. S auf 10 Jahre gewährt wurde.

So wurde nach Absicherung der Finanzierung im Frühjahr 1976 der Bau ausgeschrieben. Den Zuschlag erhielten grundsätzlich die billigst bietenden Firmen, für den Rohbau das Bauunternehmen Josef Hinteregger in Bregenz.

Ende Juli 1976 begann man mit dem Aushub. Da in diesem Sommer der See einen niedrigen Wasserstand hatte, kam man ohne das zeitraubende und kostspielige Abpumpen des Grundwassers durch. Mit kurzer Unterbrechung im Winter 1976/77 ging der Bau gut voran. Am 16. Dezember 1977 konnte bereits in einer kleinen Feier die Schlüsselübergabe stattfinden. Noch vor Weihnachten zogen die Familien aus den engen und schlechten Wohnungen des Finanzerhauses in die neuen und freundlichen Räume um. Ebenso siedelten bald mehrere von den geistlichen und weltlichen Schwestern, das Stock- und Küchenpersonal sowie Ärzte und der Koch in den Neubau über. Bei allen war die Freude groß, besonders bei den Mädchen, die bisher über der Waschküche und den Werkstätten des Klosters eng und unfreundlich gewohnt hatten. Verglichen dazu boten sich die neuen Wohnungen mit ihrer soliden Ausführung, der geschmackvollen und praktischen Einrichtung, den durchaus neuzeitlichen hygienischen Anlagen und den schönen Gemeinschaftsräumen als ein echter Fortschritt dar.

Die ganze Anlage besteht aus 29 Wohneinheiten:

- 5 Wohnungen für Familien mit fast 120 qm
- 5 Wohnungen für Familien mit fast 96 qm
- 13 Appartements mit 25 bis 33 qm
- 6 Zimmer à 2 Betten mit 18,5 qm.

Auch die Außenanlagen rund um die Häuser bieten sich mit Grünflächen, Bäumen und Sträuchern, Kinderspielplätzen und den nötigen Parkplätzen sehr gefällig dar, so daß das ganze Gelände hinter dem Sanatorium sehr gewonnen hat und durch die ruhige, völlig verkehrsfreie Lage für alle Bewohner, besonders aber für die Familien mit Kindern, wirklich eine hohe Wohnqualität bietet. Das baufällige Finanzerhaus wurde gleich nach dem Auszug der bisherigen Bewohner dem Erdboden gleichgemacht und das Grundstück zur „Fohlenweide“ des Klosters geschlagen.

Am 5. März 1978 nahm Abt Kassian die feierliche Einweihung der Häuser vor. In seiner Ansprache wies er darauf hin, daß es sich bestimmt auch auf die Pflege und Betreuung der Kranken positiv auswirke, wenn die Schwestern, Ärzte und das ganze Personal Wohnungen beziehen können, in denen sie sich wirklich daheim fühlen. Im Namen der Landesregierung sprachen die Landesräte Fredy Mayer und Dipl.-Vw. Siegfried Gasser ihre Genugtuung über das gelungene Werk aus. Landesrat Mayer strich besonders die Bedeutung auch der kleineren und privaten Krankenhäuser für die medizinische Betreuung der Kranken unseres Landes hervor. Von der VOGEWOSI waren anwesend der Geschäftsführer Dr. Längle sowie Dipl.-Ing. Längle und Baumeister Reinalter, der sich mit ganzer Energie für die Fertigstellung des Baues und die Koordinierung der verschiedenen Arbeiten und Firmen eingesetzt hatte. Leider konnte der Herr Architekt wegen Krankheit an der Feier nicht teilnehmen. Für die Ärzteschaft und das Personal sprach Sanitätsrat Dr. Ivo Fischer. Unsere Philipinen-Mädchen verschönerten die Feier mit ihren anmutigen Tänzen. Die Küche des Sanatoriums hatte zu diesem Anlaß ein prachtvolles und reichhaltiges kaltes Buffet aufgebaut, dem bis tief in die Nacht hinein zugesprochen wurde, da viele Angestellte erst nach Dienstsluß kommen konnten.

P. Abt Kassian und P. Stefan

Kollegiumsbrief

An und für sich hat man in der 7. Klasse ja nicht mehr viel mit den Vorgängen im Altbau zu tun. Das einzige, was uns noch damit verbindet, ist erstens der Turnsaal, den wir abends oft besuchen, um Fußball oder Volleyball zu spielen, und zweitens der Telefonapparat, den wir meist noch spät am Abend frequentierten, um die, in dieser Schulstufe schon äußerst „wichtigen“ Telefonate zu führen. Als nach den Weihnachtsferien mein Schreibkumpen wieder einmal eines dieser Gespräche zu führen hatte, bemerkte er in seiner Reaktions-schnelligkeit, die sich allerdings in den Kollegiumsbriefen meist nicht so stark niederschlägt (aber da darf ich mich ja nicht beklagen), daß der gelbe Apparat in der Zelle mit dem alten, grauen Ungetüm ausgetauscht wurde. Mit diesem Apparat war es nun einmal so eine Sache, besonders für uns im Neubau. Da „quält“ sich einer die langen 200 Meter bis zum Telefonapparat und muß dann mit Entsetzen feststellen, daß eine Schlange von Erst- und Zweitkläßlern die Telefonzelle belagert, und wenn dem einmal nicht so war und man sich freut, endlich einmal als Erster da zu sein, dann war der Apparat mit Sicherheit kaputt. Unternahm man noch den kläglichen Versuch, den Kasten wieder in Gang zu setzen (Geheimrezept: Zwei Schläge von oben, einer von rechts), dann hielt man ihn kurze Zeit später sicherlich in der Hand.

Obwohl der neue Apparat eigentlich der Anstoß war, den Kollegiumsbrief zu schreiben, dürfen wir das Pferd nicht von hinten aufzäumen. Ein Schuljahr fängt ja nicht im Jänner an, sondern eigentlich schon Mitte September!

Als wir im letzten Kollegiumsbrief von den Ausbaurbeiten im Obergeschoß des Altbaues berichtet haben, waren wir uns im klaren, daß es einiges zu tun geben wird, und daß es nicht leicht sein wird, in zwei Monaten fertig zu sein. Und obwohl sicherlich sehr fleißig gearbeitet wurde, hat die Zeit nicht ganz gereicht. Denn als wir unsere zahlreichen „ehemaligen“ Schulkameraden in ihren neuen Zimmern besuchen wollten, sahen wir zwar die Schulkameraden, aber nur halbfertige Zimmer. So wurden die Studien- und Spielsäle zu Notlagern umfunktioniert, mit denen sich die Sextaner einstweilen begnügen mußten. Man konnte von den Sechstkläßlern laufend erfahren, wie die Arbeiten voran- oder auch nicht vorangingen. Und wenn wieder einmal einer von uns die Telefonzelle konsultierte, so konnte er entweder die Aula mit den neuen Betten verstellen, oder die langen Gesichter der alten Schulkameraden sehen. Eine Wende in dieses traurige Dasein brachte dann der Anfang Oktober. Die neuen Studier- und Schlafzimmer konnten bezogen werden. Bei den Ausbaurbeiten wurden die meisten Zwischenverstreibungen entfernt und das ganze Dach ausgebessert und neu isoliert. So entstanden sechs Vierer- und zwei Zweierzimmer, wobei Schlaf- und Studierplatz sich in einem Raum befinden. Die Zimmer sind durch je fünf Dachluken sehr hell und freundlich geworden und machen einen einladenden Eindruck. (Wir saßen öfters mit einigen Ehemaligen bei einem Kaffee zusammen.) Bei so viel Fortschritt geht es vielleicht gar nicht mehr lange bis Präfekt Mayer eine Sprechanlage wie im Neubau installiert.

Aber apropos Präfekten. Hier hat es einen revolutionären Wechsel gegeben. Wie vielleicht schon viele wissen, wurde Oberstudienrat P. Ambrosius Schaidle als Prior in Birnau eingesetzt. So wurde eine über 30jährige Präfektenlaufbahn abgebrochen- und ein jeder fragte sich, wer denn nun den

„Thron“ im Glaspalast besteigen würde. Aber es dauerte nicht lange, bis auch zu uns in den Neubau der Name Hans K e r e r durchgedrungen war.

Ein weiteres Erbe von Pater Ambros übernahm die Präfektin der 1. Klasse, Silvia S c h a s c h l. Sie führt jetzt den Laden weiter, der vor allem von den Kleinen noch häufig besucht wird.

Eine weit weniger angenehme Arbeit wurde Eva S c h w ä r z l e r (Präfektin 2. Klasse) anvertraut. Nämlich: Die Tennisplätze waren fertiggestellt worden und schon in den Sommerferien bespielbar. So mußten natürlich Spielpläne zusammengestellt werden und auch die Platzgebühren mußte irgend jemand fortlaufend eintreiben. Man sah Eva dann oft genug im Neubau umherirren und verzweifelt den Platzschlüssel oder einen ihrer Schuldner suchen. Obwohl wir die beiden Plätze mit Beamten der Landesregierung teilen müssen, bleibt dennoch genug Zeit für unsere Tennisambitionierten.

An diesem Punkt überfällt uns beide plötzlich das dumpfe Gefühl, daß eigentlich gar keine bedeutenden Ereignisse da sind, über die wir schreiben könnten. Oder liegt es an unseren unvollständigen Notizen. Aber da sind doch noch ein paar Kleinigkeiten, die zwar nicht weltbewegend sind, aber doch angenehm auffallen. So zum Beispiel der Speiseplan, der an den Anschlagtafeln jede Woche erneuert wird...! Das war's wohl mit den Kleinigkeiten!!

Was zwar weniger mit dem Kollegium zu tun hat, aber doch viele von uns betrifft, ist der Tod des hochwürdigen P. Pius, der auch noch mit 86 Jahren fleißig den Hof kehrte und wo es anzupacken galt, auch anpackte. Er schied in den Weihnachtsferien nach kurzer Krankheit von uns.

Frater Miro, den viele besonders von seiner kräftigen Gesangsstimme her kennen, wurde im Dezember 1978 in der Abteikirche zum Diakon geweiht. Soweit, was außerhalb des Kollegiums geschieht.

Aber nun einen kurzen Blick in den Neubau. Abgesehen davon, daß wir immer neue Vorsätze fassen, je näher es der achten und so der Maturaklasse zugeht, gibt es außer dem vorgenommenen Lernen auch noch interessante Ereignisse bei uns. Heuer wird es nach sehr langer Zeit wieder eine Maturazeitung in der Mehrerau geben. Soviel ich von den Achtkläßlern weiß, steht das Ganze schon und wartet nur noch auf ein paar Inserate und einen sauberen Druck. Aber nach den langen Abenden, die hinter dieser Zeitung stecken und den verheißungsvollen Berichten darüber, dürfte diese Maturazeitung „absolute Spitze“ werden. Da kann man nur schon im vorhinein gratulieren und hoffen, daß sie genug Abnehmer findet...

Aber jetzt muß ich mich noch beeilen, bevor die Stimme von P. Johannes durch die Sprechanlage klingt, weil es Zeit zur Nachtruhe wäre. Ich muß schnell in den Altbau kommen, denn ich habe noch Verpflichtungen per Telefon...!

Martin Ebster
Thomas Nußbaumer

125 Jahre Zisterzienser-Kloster Mehrerau

Altmehrerauer-Treffen

Diesen Anlaß und die gleichzeitige goldene Profeß von unseren ehemaligen Professoren Generalabt Sighard K l e i n e r, Pater Regens Adalbert R o d e r und Pater Prior Kolumban S p a h r wollen wir Altmehrerauer zum Anlaß nehmen, ein Treffen von treuen Altmehrerauern zu veranstalten. Im Einvernehmen mit dem Kloster haben wir dieses Treffen für **Samstag, den 20., und Sonntag, den 21. Oktober 1979**, vorgesehen.

Am Samstag treffen wir uns bei den Klassentreffen der einzelnen Jahrgänge. Für dieses Treffen bieten wir von der Vereinsleitung unsere Unterstützung für die Verständigung und die Beschaffung der Lokale an.

Am Sonntag besuchen wir vor dem feierlichen Gottesdienst unsere alten Patres und Professoren auf dem Friedhof und halten dort ein stilles Gedenken. Beim feierlichen Gottesdienst nehmen wir teil an der goldenen Profeßfeier. Nach dem Mittagessen halten wir im Speisesaal des Kollegiums ein gesellschaftliches Treffen aller anwesenden Altmehrerauer.

Wir von der Vereinigung der Freunde des Kollegiums Mehrerau, das Kloster und unsere Patres erwarten, daß viele ehemaligen Schüler durch ihr Erscheinen ihre Verbundenheit mit der Mehrerau bekunden. Dr. Fritz Rohner

Aus der Augia Maior

Im Dienste Gottes und der Kirche

Am 22. Oktober feierte der hochwürdigste Herr Generalabt Dr. Sighard K l e i n e r in unserer Abteikirche sein goldenes Priesterjubiläum.

Von 1917 bis zu seiner Matura 1923 war Generalabt Sighard Student in unserem Kollegium. Nach seinem Ordenseintritt 1928 war er von 1931–1938 Religionslehrer, 1939 besiedelte er die alte Zisterzienserabtei Hauterive im Kanton Freiburg und war der erste Obere dieser Abtei. 1950 wurde er zum Generalprokurator und 1953 zum Generalabt des Ordens gewählt. So konnte er heuer zusammen mit dem Priesterjubiläum auch sein silbernes Jubiläum als Generalabt feiern. Anlässlich seines Priesterjubiläums verlieh ihm die Vorarlberger Landesregierung das Goldene Ehrenzeichen des Landes.

Am 15. Oktober feierten ihr goldenes Profeßjubiläum: P. Friedrich S c h ö d l - b a u e r, P. Konrad N a t t e r und Br. Engelbert H e n s l e r. P. Friedrich war 1925–1927 im Kollegium, besuchte nach seiner Priesterweihe im Jahre 1934 die Handelshochschule in Wien, konnte aber aus Gesundheitsgründen seine Ausbildung nicht voll auswerten. Durch Jahre arbeitete er in der Seelsorge, derzeit als Spiritual in Mariastern-Gwigen. P. Konrad war 1921–1927 im Kollegium. Nach seinem theologischen Studium wurde er als Präfekt der externen Handels-

schüler eingesetzt, bildete sich zum Lehrer für Stenographie und Maschin-schreiben aus. Die NS-Zeit verbrachte er in der Seelsorge und ist seit 1945 als Buchhalter tätig. Br. Engelbert war bei seinem Ordenseintritt schon gelernter Säger und diesen Beruf übt er bis heute aus – trotz seiner 80 Jahre.

Am 25. Oktober wurde im Kloster St. Elisabeth in Schaan der Kaplan von Balzers Franz Näscher (1954–1960) vom liechtensteinischen Klerus zum Dekan gewählt.

P. Stefan Köll (1928–1931) bisher Prior und Kantor der Abtei Stams übernahm die Leitung der Pfarrei Obsteig.

Am 10. Dezember übernahm HH Anton Bereuter (1951–1959) die Pfarrei Schwarzach.

Anlässlich des 10-Jahre-Jubiläums der Diözese Feldkirch wurde Altlandtagspräsident und Altbürgermeister Dr. Karl Tizian (1926–1934) von Papst Johannes Paul mit dem Gregoriusorden mit dem Stern ausgezeichnet.

Bei diesem Anlaß erhielt Altlandeshauptmann Ulrich Ilg (Landwirtschaftliche Schule 1920–1922) das Ehrenzeichen in Gold der Diözese Feldkirch.

Aus Beruf und Leben

An der Universität Linz feierte am 21. November Richard Schlachter (1966–70) seine Sponsion zum Mag. rer. oec. et soc.

Der Bundesminister für Unterricht ernannte den Professor am BG Bludenz OStR Siegfried Zech (1937–38) zum Landesschulinspektor für Vorarlberg.

Dr. Walter A. Schelling (1958–66) habilitierte sich an der ETH Zürich für Psychologie. Seine Antrittsvorlesung war über das Thema „Psychoanalyse und Hermeneutik“.

Univ.-Prof. Dr. Hugo Husslein (1921–25), einer der anerkanntesten Wegbereiter auf dem Gebiet der Frauenheilkunde, der heuer in voller Rüstigkeit seinen 70er feiern konnte, wurde mit der Ehrenmedaille der Bundeshauptstadt Wien in Gold ausgezeichnet.

Dr. Otto Rösler, Direktor des Bundesgymnasiums Bregenz, der von 1946 bis 1952 an unserer Anstalt Biologie, Geographie und Geschichte unterrichtete, erhielt den Berufstitel Hofrat.

Mit Wirksamkeit vom 1. Jänner wurde Major Erich Winder (1945–49), Kommandant der Stabsabteilung, zum Oberstleutnant der Gendarmerie befördert.

Josef Kuderna (1955–59) vom ORF-Landesstudio Tirol wurde zum Redaktionsrat gewählt.

Die Finanzkommissäre beim Finanzamt Feldkirch, Dr. Eckhard Dür (1960 bis 1966) und Mag. Klaus Hofbauer (1961–65) wurden zu Oberkommissären befördert.

Im Amt der Vorarlberger Landesregierung wurde Dr. Paul Gorbach (1956–64) zum Landesregierungsrat und Ing. Claus Wilhelmi (1946–54) zum Landesbausekretär befördert.

Dr. med. vet. Hans Greibing (1956–64), bisher Assistent an der tierärztlichen Hochschule, wurde zum Bezirkstierarzt ernannt und den Bezirkshauptmannschaften Dornbirn und Feldkirch zugeteilt.

In die Wissenschaftskommission des Landes Vorarlberg wurden wiederum berufen:

Abt Dr. Kassian Lauterer für Theologie und OStR Prof. Dr. Artur Schwarz (1923–31) für Dialektkunde.

Am 22. Juli heirateten in München-St. Georg Pastoralassistent Josef Engstler (1957–65) und Elisabeth Geisenhofer.

Am 12. August gaben sich in der Abteikirche das Jawort zum gemeinsamen Leben Dr. Wilfried Leimser (1962–70) und Fr. Angelika Kräutler.

Am gleichen Tag gab P. Johannes in Bad Rothenbrunnen den Segen der Kirche über das Brautpaar Norbert Türk (1970–74) und Fr. Angelika Kircher.

In der Pfarrkirche Ischgl vermählten sich am 2. September Mag. Franz Wolf (1963–71) und Fr. Angelika Walser.

Am 8. September gab es in der Pfarrkirche Langenegg eine Doppelhochzeit. Dipl.-Ing. Hartwig Eugster (1962–70) vermählte sich mit Fr. Maria Ledinegg und Hauptschullehrer Arno Eugster (1965–73) mit Fr. Leopoldine Lingenhel. Abl. Kassian hatte es übernommen, der Trauung zu assistieren.

In der Michaelikirche in Voitsberg feierten am 2. Dezember Helmut Haid (1967–76) und Gerlinde Haid geb. Siedler ihre kirchliche Trauung.

Das doch seltene Fest der diamantenen Hochzeit feierte Buchhalter i. R. Albert Geherer (1905–07) mit seiner Gattin Antonia geb. Halbherr.

Die Silberhochzeit konnte mit seiner Gattin Dipl.-Ing. Karl Rappold (1929–31) feiern.

Von Familienfreuden berichten am 28. Mai aus Lübeck Dr. Rolf (1960–65) und Judit Etspüler.

Als dankbare und glückliche Eltern freuen sich am 9. August Sigrig und Dr. Klaus Zitt (1961–69) über die Geburt des kleinen Emanuel.

Peter (1958/66) und Christl Stahl kabela die Ankunft des Stammhalters Sebastian am 28. 11. in Karlsruhe.

Dr. Arnulf Eberle (1963–71) und seine Gattin Elisabeth melden die Geburt der kleinen Sigrig.

Aus Sambia, wo Mag. Hannes Rauch (1958–66) als Entwicklungshelfer tätig ist, kommt die Kunde, daß Frau Gertrud am Heiligen Abend von einer kleinen Verena entbunden wurde.

In Höchst schenkte Frau Pia ihrem Gatten Christian Machac (1962–66) eine kleine Karin.

Den Lauf vollendet

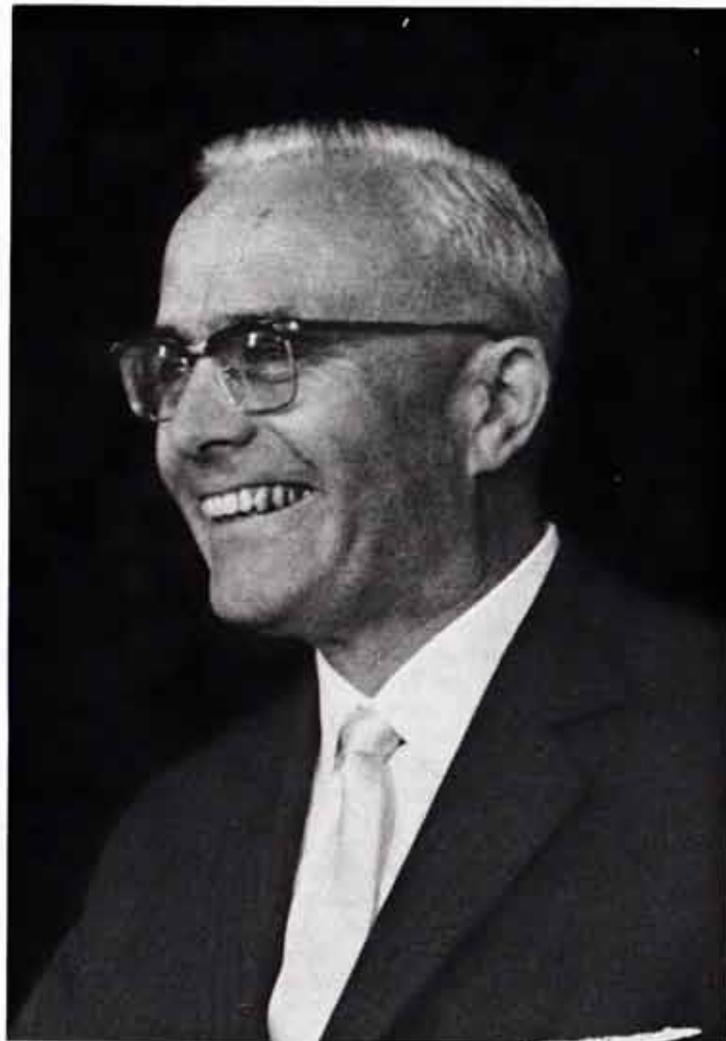
Verspätet erreichte uns die Nachricht, daß Franz Hartberger, Maschinenbauingenieur i. R., am 7. Februar in Mickhausen im Alter von 87 Jahren gestorben ist. In der Mehrerau war er 1909–11.

Nach schwerer Krankheit, doch völlig unerwartet, verschied am 11. Juli im Alter von 72 Jahren Kaufmann Otto Bär. 1920–23 besuchte er in der Mehrerau Vorbereitungs-klasse und Handelsschule.

Nach einem Leben voll sorgender Liebe und unermüdlicher Arbeit für seine Familie starb nach langem, mit größter Geduld ertragenem Leiden, Post- und Fernmeldeoberinspektor i. R. Siegfried Weini. 1916 geboren, war er nur ein Jahr (1931–32) mit seinem Bruder Erich in der Mehrerau und besuchte die 4. Klasse des Gymnasiums. In Batschuns trauerten seine Gattin und 9 Kinder um ihren geliebten Vater.

In Balzers starb am 5. September nach langer Krankheit Dr. med. Alban Vogt-Jöhler. 1933 besuchte er mit seinen engeren Landsleuten Emmanuel Vogt, heute Bürgermeister in Balzers, und Bruno Büchel das Gymnasium in Mehrerau. Als im Jahre 1938 die Pforten der Mehrerau geschlossen wurden, übersiedelte Alban nach Einsiedeln, wo er maturierte. Den medizinischen Studien oblag er in Freiburg/Schweiz, Zürich und Innsbruck. Hier wurde er zum Dr. univ. med. promoviert. In verschiedenen Kliniken und Spitälern vervollständigte er seine Ausbildung und 1957 eröffnete er in seiner Heimat Balzers eine Arztpraxis. Von hohem Berufsethos erfüllt, so wurde dankbar am Grabe gesagt, war er für eine große und immer größere Zahl von Patienten Helfer, Berater und Tröster. Kein Weg war ihm zu weit, keine Stunde zu spät, kein Dienst zu schwer. Kein Wunder, daß er nach einem Herzinfarkt und zwei schweren Unfällen seinen Dienst nicht mehr wie früher erfüllen konnte und an den Rollstuhl gefesselt war. Seine Gattin Hildegard geb. Jöhler war ihm nicht nur verständnisvolle Gattin und Helferin in seiner großen Praxis, sondern auch in den Tagen der Krankheit aufopfernde Pflegerin.

Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken und meine Wege eure Wege. Dieses Wort bei Jesaja (55,8) ging mir durch den Sinn, als wir, was sterblich war an Dr. Ernst Kolb, von der Pfarrkirche zum Friedhof geleiteten. Er hatte sich seinen Lebensweg anders gedacht, als er in der dritten Klasse des Gymnasiums sich den Oblaten anschloß, die teilweise am Gottesdienst der Mönche im Chore teilnehmen durften und in ihrem Tagesablauf besondere geistliche Übungen hatten. Von unserer Gruppe schien keiner konsequenter seinen Beruf als Priestermonch anzustreben. Wie sein Studium, war sein Internatsleben in jeder Weise vorbildlich, ja so vorbildlich, daß wir anderen, die es manchmal nicht so ernst nahmen, es fast als Herausforderung empfanden. Dabei war er nicht unkollegial. Im Gegenteil. Daß er einmal Pater in der Mehrerau werde, war für ihn so selbstverständlich, daß er, obwohl musikalisch nicht gerade sehr begabt, Klavierstunden nahm, da er später als Organist wirken wollte. Wie es damals möglich war, wollte er nach der 6. Klasse ins Kloster eintreten. Und da waren zum erstenmal Gottes Gedanken und Gottes Pläne anders als seine eigenen. Während des Schuljahres bekam er Anfälle, die aussahen wie Epilepsie. Damit war ein Ordenseintritt nicht mehr möglich. Zwei seiner Mitschüler traten ins Noviziat ein. Ernst Kolb wurde auf die Zeit nach der Matura vertröstet, wenn, ja eben wenn sich die Anfälle nicht wiederholten. Sie wiederholten sich



aber. So nahm Ernst Kolb nach einer glänzenden Matura Abschied von der Mehrerau und zog im Herbst 1931 ins Priesterseminar nach Brixen. Wenn ihn Gott dort haben wollte, dann soll sein Wille geschehen. Es war noch nicht der Weg, den Gott ihn führen wollte. Die Anfälle wiederholten sich und Ernst mußte nach mehr als 2 Jahren Brixen wieder verlassen und zog nach Innsbruck, um Jus zu studieren. Das tat er mit einer solchen Intensität, daß er unter Einrechnung seiner theologischen Semester in kürzester Zeit Staatsprüfungen und Rigorosen hinter sich brachte und promoviert wurde. Jetzt, da ein Anfall keinen Einfluß auf seinen Beruf und Lebensweg haben konnte, kam keiner mehr. Schließlich war Ernst Kolb auf dem Weg, auf dem ihn Gott haben wollte. Nicht als Priester sollte er wirken, wenn man ihm auch den Theologen immer etwas anmerken konnte, sondern als Laie, als Familienvater, als Politiker, als akade-

mischer Lehrer. Aber ohne Schwierigkeiten sollte es auch jetzt nicht abgehen. Trat Dr. Kolb nach seiner Promotion in die Kammer der gewerblichen Wirtschaft ein, so bekam er als aufrechter Österreicher schon bald Berufsverbot und fand Unterkunft in einem Käsereibetrieb im Allgäu, bis er zur Wehrmacht einrücken mußte. Als er 1945 nach Vorarlberg zurückkam, ging sein beruflicher Weg steil in die Höhe. Sekretär des Bürgermeisters in Bregenz. Ab den Novemberwahlen des Jahres 1945 vertrat er als ÖVP-Abgeordneter die Interessen seiner Heimat im Nationalrat. 1948 übernahm er das Ministerium für Handel und Wiederaufbau, das er vier harte Jahre führte. Seine Freunde nannten ihn damals Daniel in der Löwengrube. 1952 wechselte er in das Unterrichtsministerium hinüber, ein Ressort, das ihm besser lag. Als er in den jahrelangen Streitigkeiten um die verfassungsrechtlichen Grundlagen im öffentlichen Unterricht seine Grundsätze hätte müssen verkümmern lassen, gab er lieber das Ministerium auf und folgte der mehrmaligen Einladung von Landeshauptmann Ulrich Ilg, die Funktion des Landesstatthalters für Vorarlberg mit der Verantwortung für kulturelle Belange und die Legistik zu übernehmen. Fünf Jahre führte er dieses Amt. Dann erging an ihn die Berufung der juristischen Fakultät der Universität Innsbruck, den Lehrstuhl für Staats- und Völkerrecht zu übernehmen und, was er in der Praxis geübt, sollte er nun in der Theorie der jungen Generation vortragen. Daß er auch hier diese Aufgabe voll meisterte, bewies die Wahl zum Dekan und Rektor. Von schwerem Leid gezeichnet, trat er vor einem Jahr vorzeitig in den Ruhestand. Am 23. September starb er in seinem Bregenzer Heim. Beim Sterbegottesdienst, den der Herr Generalabt Sighard Kleiner zusammen mit Abt Kassian von Mehrerau, dem Herrn Prälaten von Wilten, dem Generalvikar von Feldkirch, dem Seelsorgeamtsleiter von Innsbruck und noch einer großen Zahl von Priestern feierte, würdigte Dekan Amann von Bregenz die grundlegende christliche Lebenserfahrung des Verstorbenen, die alle seine Entscheidungen im öffentlichen Wirken und privaten Leben prägten. Landeshauptmann Dr. Keßler verabschiedete sich von einem großen Vorarlberger, einem Mann, der höchste politische Verantwortung mit Demut und Grundsatztreue getragen hat. Das Wirken im Dienste der Wissenschaft würdigten der Rektor der Universität Innsbruck, Univ.-Prof. Dr. Franz Fliri und der Dekan der juristischen Fakultät, Univ.-Prof. Dr. Peter Leischnig. Oberstaatsanwalt i. R. Dr. Wolfgang Hirn nahm Abschied vom ehemaligen Klassenkameraden, der durch alle Jahre der Mittelpunkt der Klasse geblieben ist, und der Verein der Freunde des Kollegiums nahm Abschied von einem seiner Treuesten.

Am 21. Oktober mußte Buchhalter Paul B e n t l e seine große Familie, die er mit ganzen Herzen liebte und für die er sorgte, verlassen. 1914 in Bregenz geboren, besuchte er 1929–31 die Handelsschule.